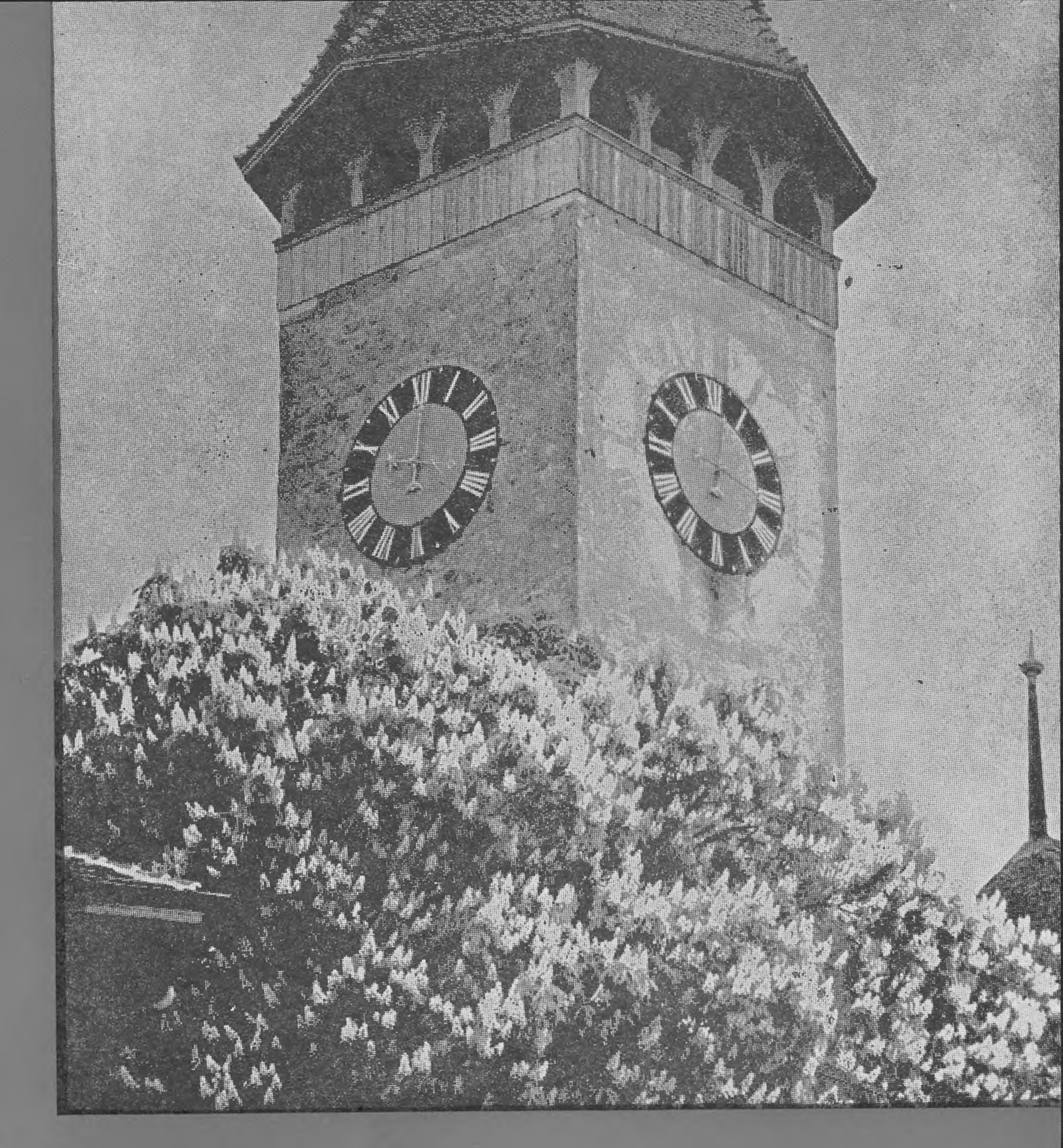
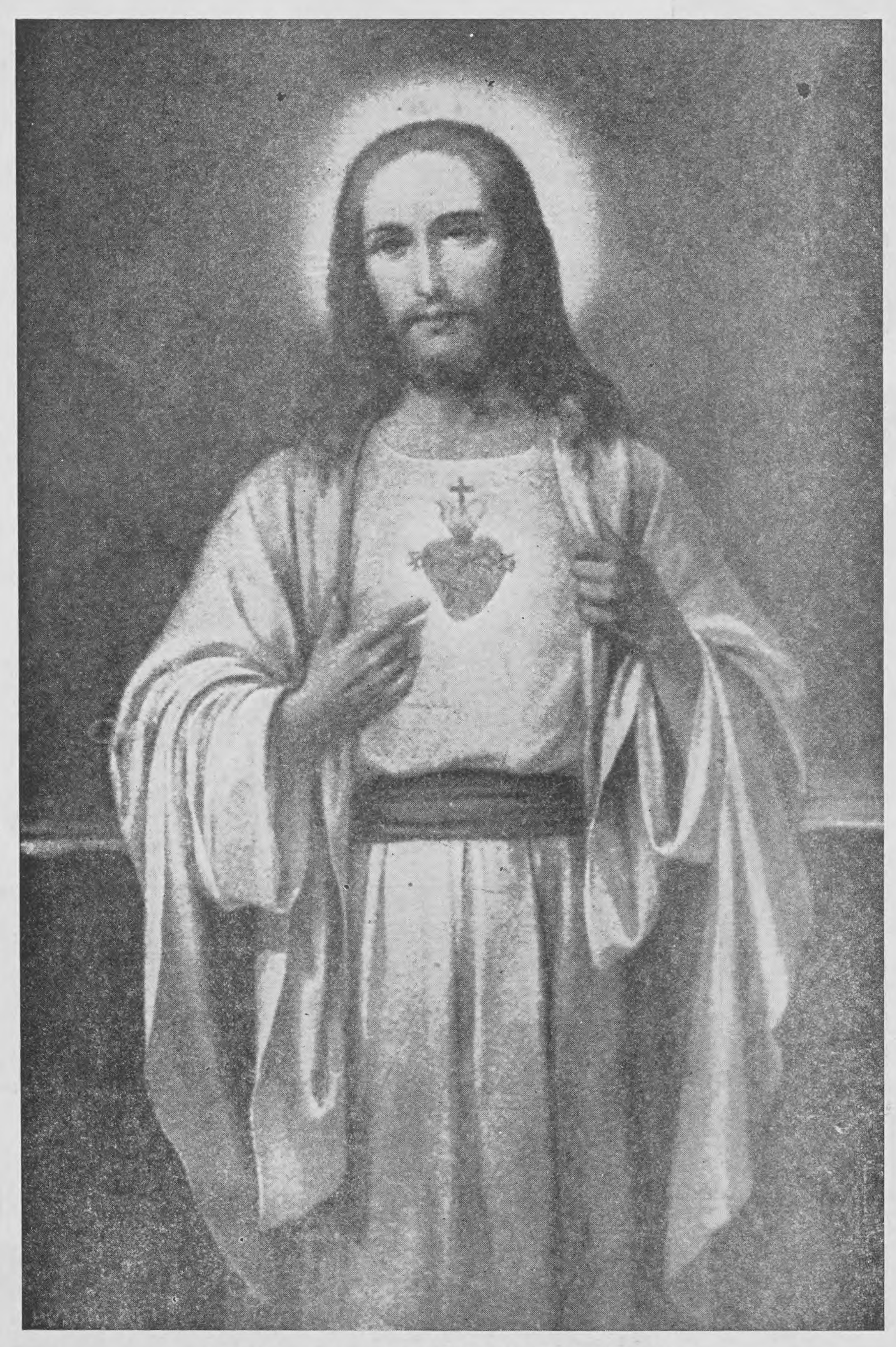
Juni
1953



DER MARIENBOTE



Gelobt und angebetet sei das Priesterherz Jesu!

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

21. Jahrgang | 15. Juni 1953, Battleford, Sask. | No. 9

Dies und Das

Neupriester Immer schon ist es eine der größten Freuden des Schriftleiters gewesen, seinen Lesern unsere Neupriester vorzustellen. Fünf junge Oblaten konnten diesen Juni vor den Bischof treten mit der Bitte: „Vater, siehe, wenn du uns brauchst, weihe und sende uns!" Und der Bischof legte ihnen die Hände auf und vermittelte ihnen die Kraft des Heiligen Geistes. „Allmächtiger und barmherziger Gott", beten sie heute, „höre gnädig auf meine demütigen Bitten und mache mich, deinen Knecht, dem Du ohne eigene Verdienste nach Deiner unermeßlichen Freigebigkeit und Güte die Verwaltung der heiligen Geheimnisse übergeben hast, zu einem würdigen Diener Deiner Altäre, damit die Worte, die mein Mund ausspricht, durch Dich geheiligt und bekräftigt werden."

Das priesterliche „Tantum ergo" Wie oft haben wir wohl schon vor dem ausgesetzten Allerheiligsten Altarssakramente das „Tantum ergo" — „Darum laßt uns tief verehren ein so großes Sakrament"— gesungen. Wie tief die Christenheit die hochheilige Eucharistie verehrt sieht man so richtig am Tage der Priesterweihe oder bei einer Primizmesse. Es möchte einem vor Ergriffenheit fast das Herz aufhören zu schlagen. Wenn ein junger Mann sich hingezogen fühlt zu den Geheimnissen unserer Altäre, wenn er deswegen den Weltenfreuden seiner Jugend entsagt, wenn er aus freiem Willen sich während seiner Jünglingsjahre von allem abschließt, um sich im stillen Seminar tiefste Frömmigkeit und hohes Gotteswissen anzueignen, wenn er vor den Bischof tritt mit der Bitte, ihn zu weihen, damit er sein ganzes Mannesleben lang, von heute bis zu seinem Tode, dem Dienste der Altäre dienen könne, dann schaut man doch ganz unwillkürlich auf zur kleinen, weißen Hostie und fragt: „Wer bist Du eigentlich, der Du da unter der dünnen Brotsgestalt Dich verborgen hälst? Wer bist Du, dem Jahr für Jahr junge Männer ihr ganzes Leben schenken? Männer, neugeboren für das geheimnisvolle Leben der eucharistischen Altäre, lebend nicht mehr nach dem Willen des Fleisches sondern aus Gott und in Gott?

Es ist Jesus Christus, der Sohn des ewigen Vaters, der für uns am Holze gestorben, damit wahr werde „im Himmel auf Erden und unter der Erde", was der Heilige Geist verkündet: „Dem Könige der Ewigkeit, dem Unsterblichen, dem Unsichtbaren, dem alleinigen Gott sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeit!" (1 Tim. 1:17)

„Ein Sohn ehrt seinen Vater und ein Knecht seinen Herrn", sprach Gott durch den Propheten Malachias. „Bin ich nun der Vater, wo ist meine Ehre?"

„Wo ist meine Ehre?" Die größten Gottesgeister, die gottglühendsten Heiligen erzitterten bei dieser Frage. Wer könnte Gott wohl so verehren wie es Ihm gebührt? Groß ist Er, unendlich groß in Seiner Heiligkeit und Macht. Ihn anzubeten, kann auch durch das gewaltigste Brandopfer (Is. 40:16) und durch die tiefste Verdemütigung aller Völker der Erde (Is. 40:17; Ps. 38:6) nicht würdig erfüllt werden.

Einer nur kann Gott verherrlichen: Jesus Christus, der da Gott ist vom wahren Gott und Licht vom wahren Licht. „Durch Ihn haben wir Zutritt erhalten zu dem Gnadenstand, in dem wir uns befinden" (Röm. 5:1). Zu dem Gnadenstand, Gott anzubeten und zu preisen aus den Tiefen einer Gottesliebe so hehr und so heilig, wie sie selbst kein Engelchor ohne Christi Mitwirken aufbringen könnte.

Jesus, der hohe Priester, der höchste Priester Gottes, ist dem Vater gleich an Heiligkeit und Würde. Wenn Er den Vater lobt und preist und anbetet, dann wird dem Vater im Himmel aller Lobpreis gegeben, der Gottes würdig ist. Unendlich ist alles in Gott. Kein Mensch, kein noch so heiliger Engel, ja nicht einmal die Königin aller Heiligen, nicht einmal Maria wird jemals alle Herrlichkeiten Gottes erfassen können – so groß ist Er. Einer nur kennt jede Tiefe und jede Höhe des göttlichen Lebens: Jesus Christus unser Herr, der ja selbst Gott ist. Darum kann auch nur Er allein wissen, wie hoch und wie tief Gott verehrt werden muß. Und darum kann auch nur Er allein dem Vater alle Ehre geben.

„Wo ist meine Ehre?", sprach Gott zu den Menschen des Alten Bundes, und als Christus auf Erden war, ertönte vom Himmel die Stimme des Ewigen: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe!"

Es kam der Sohn Gottes zu uns, nicht nur einfach um uns von der Hölle zu erlösen. Durch Seinen Tod am Kreuze sprach Er zu allererst zum Vater im Himmel. Er erniedrigte sich bis zur Schmach eines Bespuckten, eines Gegeißelten, eines Verspotteten, eines Gekreuzigten, um den ewig heiligen Namen Gottes zu verherrlichen und zu erhöhen über alle Himmel. Und in Jesus, der durch Gottes wundersamen Ratschluß zum Haupt und zum Leibe aller Menschen wurde, ward in jenen Karfreitagsstunden die ganze Menschheit gegeißelt und erniedrigt bis zur Schmach des Kreuzestodes, damit Gott über alles erhoben werde.

Erst nachdem Jesus am Kreuze den Vater verherrlicht, wandte Er sich im Namen des ewigen Gottes uns zu und vermittelte uns das Verzeihen des Herrn und den geheimnisvollen Gnadensegen, der sich über uns zu ergießen begann, weil Einer unseres Fleisches – doch unendlich heiliger als wir, da Er Gott im Fleische war – dem Namen Gottes alle Ihm gebührende Verherrlichung gab.

Was Jesus am Kreuze tat, das wiederholt Er seit der Erlösungsstunde im hochheiligen Opfer der Eucharistie. Durch die Taufe wurden wir durch Jesus selbst auf die eucharistische Opferfeier vorbereitet. So wie der Priester geweiht wird, damit er als Christi Stellvertreter das hl. Meßopfer feiern kann, so wurden wir in der Taufe durch Jesus befähigt, in Ihm und mit Ihm während des Meßopfers Herzen und Hände zum Vater im Himmel zu erheben. Seit dem Tage der Taufe sind wir fähig, so zu beten, als wenn wir ein Teil des Leibes, des Lebens des Herzens Jesu wären, an dem der Vater vollstes Wohlgefallen hat.

Die große Gottesverherrlichung der Menschen, die den Vater so würdigt wie Er seit Ewigkeiten von Seinem Sohne durch den Heiligen Geist verherrlicht wird, vollzieht sich während des hl. Meßopfers. Während dieses Opfers ist Jesus wirklich und wahrhaftig auf unseren Altären – und wir sind genau so wirklich und wahrhaftig eins mit Ihm, ein sich opfernder und gottverherrlichender Leib. Jesus ist da, nicht nur damit wir Ihn anbeten und in der hl. Kommunion empfangen können, Seine Gegenwart gilt zu allererst der Gottheit im Himmel, an die der Priester im Namen der ganzen erlösten Menschheit sich wendet mit den heilige Schauer erregenden Worten der hl. Messe: „Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm ist Dir, Gott, dem allmächtigen Vater, in Einheit des Heiligen Geistes, alle Ehre und Verherrlichung von Ewigkeit zu Ewigkeit – Amen!"

Und es betet nicht nur der Priester diese Worte. Der Priester ist nur stellvertretend am Altar. Es ist in ihm die Macht der Anbetung und die Innigkeit der Liebe eines Anderen, eines Unsichtbaren, eines göttlichen Priesters, dessen Stimme gewaltiger ist als Donner und sanfter als das letzte Säuseln der Abendwinde. Es ist im Priester das Beten Jesu Christi, der, während der Priester die Hostie

erhebt, alles zu Gott emporreißt: Hostie, Kirche, Menschheit, Winde, Sterne und Meere, mein stammelndes Gottloben und auch meine Sünden, um alles, aber auch alles, zu versenken im unendlichen Meer der erbarmenden Liebe des Vaters.

So ist denn das hochheilige eucharistische Opfer Christi und der Menschheit Weg zum ewigen Vater, Christi und der Menschheit Verherrlichung des Ewigen. Eine opfernde, gottverehrende Himmelskraft, die durch des Vaters Güte auch zum Sakrament wird, zur Quelle der Kommuniongnaden.

Durch die Kommuniongnaden wird uns Gott erst so richtig zum Vater. Die Taufe hat uns Kinder Gottes werden lassen. Erwachsene, reife Söhne und Töchter Gottes, die den Vater kennen und Seine Vaterliebe dankend erwidern, werden wir durch die hl. Kommunion. Sie bringt das Wachsen in Gott hinein, bis wir eins mit Ihm werden, wie der Vater und der Sohn und der Heilige Geist eins sind!

Unfaßbar sind die Wunder, die durch die hochheilige Eucharistie über uns, um uns herum und in uns geschehen. Wahrlich: „Darum laßt uns tief verehren ein so großes Sakrament!"

Gott weiß, warum Er die Priester in der Bibel „Verwalter der Geheimnisse Gottes" nennt (1 Kor. 4:1). Was der Priester betend und opfernd am Altare vollzieht, sind Dinge, die über uns im hohen Himmel geschehen, und in uns selbst, in den Tiefen unserer Seele. Dinge, die unser Verstehen überschreiten, weil sie göttlich sind. Unsichtbar sind sie und unantastbar, und doch sind sie genau so wahrhaftig wie Gott wahrhaftig immer war und ist und bleibt für alle Ewigkeit!

Selbst der Priester erschauert, wenn er an diese Dinge denkt. Demütig betet er an jedem Jahrestage seiner Weihe nach der hl. Kommunion: „Allmächtiger, ewiger Gott, Du hast mich Sünder berufen, am heiligen Altare zu stehen und die Macht Deines heiligen Namens zu preisen: gewähre mir gnädig durch das Geheimnis dieses Sakramentes Verzeihung meiner Sünden, damit ich Deiner Majestät würdig zu dienen vermöge – durch Christus unseren Herrn, Amen!"

Wolle Christus unseren Neupriestern die hier erflehten Gnaden in aller Fülle verleihen. Bald werden sie hinausziehen in die Christusarme und Christushungrige Welt, um ewiges Leben zu geben denen, die danach verlangen. An Gottes Altären werden sie stehen, und aus ihren Herzen und auch aus den Herzen der durch sie Begnadeten wird es singen laut und weit: „Genitori Genitoque laus et jubilatio" – „Gott dem Vater, Gott dem Sohne, Lob und Preis und Herrlichkeit, mit dem Geist auf höchstem Throne, eine Macht und Wesenheit. Singt in lautem Jubeltone göttlicher Dreieinigkeit – Amen! Amen!"

Wenn Gott gepriesen wird, ist alles getan!

– Der Schriftleiter

Primiz

Wenn der Haselstrauch im Märzen
Und die Palmenkätzchen blühen,
Wirst du hohe Freud im Herzen,
Durch die Heimatberge ziehen.

In das Kirchlein, dir zu Ehren
Wird's mit Fahnen bunt sich schmücken.
Erste Messe — dein Begehren,
Heut' will dich der Herr beglücken.

Stehst vom Chorrock dann umhüllet
Vor dem Herrn in der Monstranz.
Alles Wünschen nur erfüllet
Weihrauch rings und Kerzenglanz:

Großer Gott, nun laß dich loben.
Herr, wir preisen deine Stärke.
„All mein Sehnen geht nach oben,
Mach mich würdig deinem Werke!"

Wenn der Haselstrauch im Märzen,
Wenn die Palmenkätzchen blühen,
Werden wir, viel Freud' im Herzen,
Durch die Berge mit dir ziehen.

Barbara Gerber

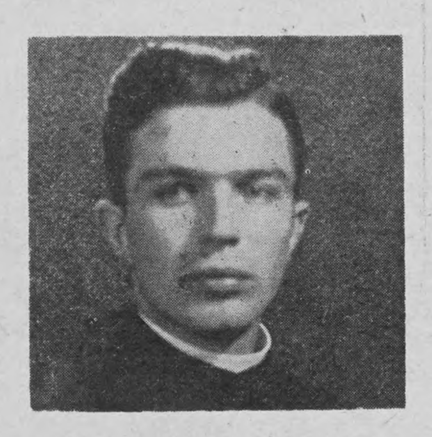
Unsere Neupriester



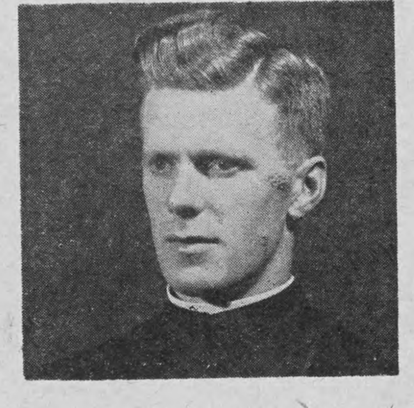
Mattheus Kotowich O.M.I.



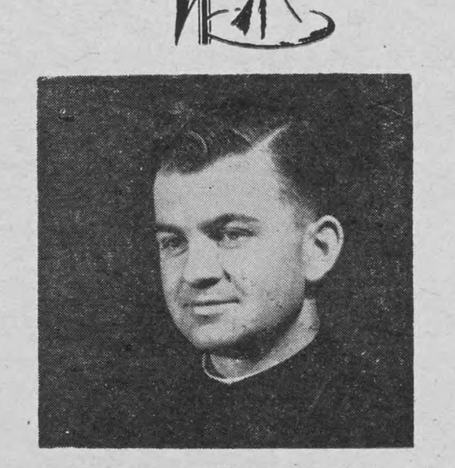
Waldemar J. Reschny O.M.I.



Anthony Schmidt O.M.I.



Leo A. Boyd O.M.I.



Egbert A. Stang O.M.I.

Geweiht hat sie Gott und geheiligt, auf daß sie hinaustragen in alle Welt die Herrlichkeiten der Gnade Jesu Christi. Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist wird mit ihnen sein und wird durch sie vollbringen des Priesters hohes Werk.

Nun sind ihre Plätze, die sie bis jetzt im Seminar eingenommen, leer. Es war am Priesterweihtag unser Beten, daß der Herr andere rufen wolle, viele andere, die ihrem Beispiele folgen und eines Tages wie sie vom Bischof der Kirche die hl. Weihen empfangen. Betet, Eltern. Christus braucht Priester.

Wir haben unseren Neupriestern unseren Segen mit auf den Christusweg gegeben, den sie in Kürze beginnen werden. Betet auch ihr für sie, auf daß sie fest bleiben in ihrer Liebe zu Ihm, von dem uns alle Erlösung kommt.

Priestermangel

vom Schriftleiter

Tausende katholischer Knaben und Jünglinge werden diesen Juni wieder unsere niederen oder höheren Schulen verlassen. Früher war so etwas immer eines der größten Familienereignisse. Ernst fragten sich Vater und Mutter: „Was soll aus unserem Jungen werden?" Sie beteten, sie zählten ihre Groschen zusammen, sie holten sich beim Pfarrer und beim Lehrer Rat, und dann halfen sie dem unmündigen Knaben, sich aufs Leben vorzubereiten. Der Älteste war gewöhnlich bestimmt, einmal des Vaters Hof oder Geschäft zu übernehmen. Der Vater selbst blieb sein gewissenhafter Lehrmeister. Die Buben mußten in andere Schulen. Wo Geld und Talente vorhanden waren, ließ man den Knaben weiterstudieren. Andernfalls wurde der Junge zu einem Bauern oder zu einem Meister in die Lehre geschickt. Lernen mußte jeder etwas nach Schulentlaß, das war einmal Gesetz.

Früher sollten die Knaben etwas werden. Heute ist es anders. Heute scheinen nicht mehr die Eltern die Kinder zu leiten, die Kinder leiten die Eltern. Die Knaben machen es ihren Eltern gar bald klar, daß sie nicht im Sinne haben, etwas zu werden, sie wollen so schnell als nur möglich etwas sein. Lehrzeit gilt ihnen als Zeitverlust. Die Lehre zahlt nicht sofort, darum interessiert sie nicht. Die Buben möchten sofort verdienen, um so schnell als möglich unabhängig sein zu können. Unabhängig von Vater und Mutter, von Pflichten und Lasten, unabhängig auch im Geldausgeben und im Spiel und Tanz.

Kein Wunder, daß es so geworden ist. In unserer Welt gibt ja nicht mehr Gott den Ton an,



Er betet um Priesterberufe

heute tanzt alles nach der Flöte Satans. Familie, Schule, Film, Radio, Sport, billige Wochenblätter und Vergnügen sind die Welt, in der unsere Buben leben. Und diese Welt ist beherrscht vom unchristlichen Geist der Vergnügungssucht und der Pflichtenfreiheit.

Sorgend schaut man der Zukunft entgegen. Wo soll das einmal enden? Wir sind doch Christen, und als Christen sollte es uns doch am Herzen liegen, eine vollständige Entchristlichung unserer Familien, unserer Sitten, unserer Gemeinden und Städte zu verhüten. Letzten Endes ist doch Gott immer noch der Herr, und Gottes Gebot heißt Verchristlichung, und nicht Entchristlichung. Ernte Gottes nennt man die Menschen. Wie der Weizen für den Farmer wächst, so sollte die Menschheit – so sollten wenigstens die gläubigen Christen – für Gott leben, und Gott sollte ernten Gebet, Treue, Glauben, Hoffen und Lieben.

Mit der gegenwärtigen Ernte sieht es böse aus. Sie geht zugrunde, wenn wir uns nicht mühen, Christi Geist wieder zurückzubringen. Sie geht zugrunde und wird zur Ernte Satans, wenn wir nicht gar bald Hand ans Werk legen und die Dinge anders, besser, frömmer und christlicher werden lassen.

Überreif wird die Ernte – der Arbeiter Gottes wird aber immer weniger. Man erschrickt, wenn man vergleicht, wie wenig Priesterberufe unsere katholischen Familien heute im Verhältnis zu früheren Jahren hervorbringen. Das Volk ruft nach Priestern, es verlangt recht viel jüngere Priesterkräfte – es hat jedoch keine Söhne für die Kirche mehr, die Priester werden können. Buben sind genug da. Auch Talente sind vorhanden. Und am Gelde fürs Priesterstudium fehlt es nicht. Jahrzehnte der Armut haben immer viele Priester hervorgebracht. Jahre des leichten Dollars brachten stets – leichte Sitten und wenig Priester!

Buben, Talente und Geld sind da. Woran es jedoch mangelt ist Opfergeist, überzeugte Gottesliebe, christliche Familienzucht – und der Glaube, daß Gott doch tausendmal mehr wert ist als alles Geld und alle Vergnügungen der Welt.

Früher war es der heißeste Wunsch einer jeden christlichen Mutter und der größte Stolz des christlichen Vaters, einen der eigenen Söhne am Altare Gottes zu haben. Größere Ehrung der Familie gab es einfach nicht: Gott hat bei mir angeklopft; Gott hat sich eines meiner Kinder gewählt: Mein Sohn ist Priester!

Jahrelang träumten sie von diesem Glück. Und sie gaben alles dahin, was sie nur hatten. Sie arbeiteten doppelt, sie scheuten weder Müh' noch Schwielen wenn es galt, etwas Geld zusammenzukratzen, um ihrem Sohn das Priesterstudium zu ermöglichen. So mancher alte Priester, der heute noch auf unseren Kanzeln steht, ist die Frucht schwerster Arbeit und fast unmöglicher Opfer einfacher und doch vor Gott so großer Priesterväter und Priestermütter! Wo echtes Christentum ist, da weiß man halt, daß man für Ihn, der für uns das Kreuz getragen hat, auch Kreuze tragen muß. Schwere Kreuze.

Fragt Euch einmal, liebe Eltern: Seid Ihr wirklich überzeugt, daß der Herr da nicht einen Eurer Buben zum Priestertum berufen hat? Vater und Mutter sind dem Jungen Gottes Stellvertreter. Durch Vater und Mutter spricht Gott gewöhnlich zu den Kindern. Eine der christlichsten Fragen, und auch der allerwichtigsten Fragen, die Vater und Mutter ihrem Sohne stellen sollten, heißt: „Bub, möchtest du

* * *

Herz Jesu

Es gibt nur ein Herz auf der Welt, das man zugleich lieben und anbeten kann — das heiligste Herz Jesu.

Kein Herz versteht uns wie das göttliche — denn es hat in einer Menschenbrust geschlagen.

Wenn jedes Menschenherz für uns verstummt ist, das göttliche Herz redet zu uns — wenn wir nur auf seine Stimme hören wollten!

Was nützt es, dem Herzen Jesu äußerlich Altäre zu errichten, wenn wir es nicht innerlich anbeten.

Wie oft enttäuschen uns Menschenherzen — das göttliche Herz des Heilandes enttäuscht uns nie.

Kein Mensch wird in die Tiefen des Herzen Jesu eindrigen, es sei denn durch die Liebe.

Wie viele Dinge brauchten wir uns nicht zu Herzen zu nehmen, wenn wir sie dem Herzen Jesu vertrauensvoll überließen.

Das Herz Jesu ist kein nationales — kein europäisches — es ist das Herz der Welt selbst! **J.M.**

Die Primizianten Mutter



Mütterchen sitzt am Tisch gebückt,
Hält ein Kelchtuch, an dem sie stickt;
Stickt ein Kreuz mit Blumen darein,
Webt all ihre goldene Liebe hinein,
Freu dich, lieb Mütterlein!

Die Blumen sind weiß und das Kreuz ist rot,
Die Unschuld blüht und die Liebe loht.
Die Mutter betet: Laß, Jungfrau, die Unschuld blüh'n,
Und auf dem Kreuz die Liebe glüh'n!

Auf geht die Tür, und sie sinkt in die Knie:
Ihr Kind ist gekommen und segnet sie!
Und die Glocken rufen ins Zimmer hinein:
Morgen wird der Primiztag sein,
Freu dich, freu dich, lieb Mütterlein!

---

nicht auch Priester werden wollen?"

Es ist wahr, nicht jeder Knabe ist zum Priestertum berufen. Es ist jedoch der Eltern Aufgabe sich zu überzeugen, ob Priesterberuf in ihrer Familie ist oder nicht.

Oft und viel sollten die Eltern ihren Kindern von der hohen Würde des Priestertums erzählen. Sollten ihnen erklären, wie unser Heiland sich die Füße wund lief, um den Frommen und den Verirrten Gottes Wort und Gottes Leben zu bringen. Wie es Millionen von Sündern und Millionen von Heiden in der Welt gibt, die des Priesters benötigen. Wie groß die Priester vor Gott sind und wie sehr sie von Ihm geliebt werden. Wie stark, wie männlich, wie heldenhaft ein Priester sein muß, um ausharren zu können auf dem schweren Kreuzweg echter Christusapostel.

Erzählt Euren Kindern viel über den Priesterberuf, und erzählt es ihnen so, daß sie das Priestertum zu bewundern beginnen. Gott bewundert und ehrt es, und was Gott bewundert und ehrt, sollte wohl auch Dir und Deinem Kinde etwas gelten.

Das Allerwichtigste ist jedoch das Beten für den Priesterberuf Deines Kindes.

Der berühmte Kardinal Herbert Vaughan stammte aus einer Familie aus der 6 Priester, darunter drei Bischöfe, hervorgingen. Seine Mutter wußte, was zu tun ist, um ihren Kindern den Priesterberuf zu sichern. Dreißig Jahre hindurch hatte sie täglich eine Stunde am Nachmittag betend vor dem Allerheiligsten zugebracht. Nie, sagte sie selbst einmal, habe ich um irdische Güter für meine Kinder gebetet.

Als vor 80 Jahren größter Priestermangel in Italien herrschte, begannen sich acht bis zehn fromme Mütter an einem Sonntagnachmittag jeden Monat in der Kirche zu sammeln und um viele und gute Priester zu beten. Die Frucht dieses Gebetes war, daß von 1870 bis zum Jahre 1930 aus dem Bezirke, dem diese echtchristlichen Beterinnen angehörten, fünfhundert Berufe hervorgegangen waren, Welt- und Ordenspriester, Klosterbrüder und Schwestern.

Vergeßt nicht das Beten für Priesterberufe!

Wie wäre es, wenn wir diesen Beispielen frommer Mütter folgen würden? Könnte es nicht wahr sein, daß unser großer Priestermangel und die erschreckende Unlust unserer Buben, Priester zu werden, allen Grund in der Vernachlässigung der Andacht zum Allerheiligsten Altarssakrament haben? Man sagt, das 13. Jahrhundert, das Jahrhundert des hl. Franziskus, des hl. Antonius, der hl. Elisabeth, des hl. Thomas und Albert und Dominik und Bonaventura sei ein Jahrhundert des Allerheiligsten Altarssakramentes gewesen. Unser Jahrhundert nennt man „Zeitalter Mariens." Echt christliche Marienandacht führt jedoch zum Allerheiligsten Altarssakrament und zum Priestertum. Solange es nicht allgemeine Christenfreude ist, den Heiland im Tabernakel anzubeten und in der hl. Kommunion zu

empfangen, kann auch von echtem Mariengeist keine Rede sein.

Andererseits führt tieffrommes Mariengebet jedoch ganz bestimmt zu Christus und zum Priestertum. Daran sollten wir denken, wenn wir unseren Familienrosenkranz beten.

Warum nicht den Familienrosenkranz an jedem Donnerstag als Gebet um viele und gute Priester aufopfern? Der Donnerstag ist der Tag des Allerheiligsten Altarssakramentes. Maria wird dieses Gebet segnen – denn Maria hat nur eine einzige Sorge und nur ein einziges Verlangen: Die Menschheit hinzuführen zu Jesus, ihrem Sohne.

Warum nicht auch an stillen Sonntagsnachmittagen in die Kirche gehen, um dort vor dem Allerheiligsten um Priester zu beten? Hätten wir nur recht viele solcher Beter! Dann hätten wir auch ganz gewiß mehr Priester.

Der heutige Priestermangel ist wahrhaftig nicht notwendig. Notwendig sind uns jedoch die Priester. Notwendig sind sie uns und den vielen andern, die da immer noch leben in größter Sünde oder im Unglauben. Auch für sie hat Christus gelitten. Auch für sie hat Er Seine Kirche gegründet, die hl. Sakramente eingesetzt, die große Gnade des Meßopfers uns geschenkt. Auch für sie – nicht nur für uns!

Wollte Gott doch recht vielen die Gnaden wahrer Opferkraft und echter Himmelsliebe geben, auf daß sie hingehen und beten und opfern um Priester aus der eigenen Familie, aus der eigenen Gemeinde. Um Priester für alle Welt, damit Gott wieder gelobt und angebetet werde, wo Er heute durch Unglaube, durch Sünde und durch Entchristlichung verunehrt wird.

Die Unterradlerberger Kirchennot

Ein Schildbürgerstückchen

Die Kirche der Unterradlberger steht samt dem Friedhofe und dem Wohnhause des Herrn Pfarrers auf einem steilen Hügel, das Dörflein aber liegt friedlich am Fuße des Bergleins, und das war und ist eben das große Kreuz der Unterradlberger. So schön nämlich die Kirche auf der einsamen Höhe sich auch ausnimmt, so wunderherrlich ihr goldenes Turmkreuz auch in die Landschaft hinausglitzert, so beschwerlich ist es für die durch harte Arbeit müden Leutlein, die Felstreppe mit ihren hundert Stufen zu erklimmen oder gar die Toten den Berg hinan zu schleppen, und so hätten sie die Schönheit gar gerne der Gemächlichkeit und Bequemlichkeit geopfert, wenn sich die Sache nur ohne große Kosten hätte abtun und die Kirche glimpflich ins Dörflein herabziehen lassen.

Und es lag ihnen die Sache um so schwerer auf dem Herzen, als sie zum Schaden auch noch den Spott der Nachbarn über sich ergehen lassen mußten, die alle ihre Kirche mitten auf den Marktplätzen stehen hatten und darum keine Gelegenheit vorübergehen ließen, die Unterradlberger mit ihrer in den Wolken gebauten Kirche zu necken und zu hänseln.

Da trug es sich zu, daß eines Tages ein armer Handwerksbursche des Weges kam. Der sah aus wie die sieben teuren Zeiten, und wer ihn erblickte, mußte unwillkürlich gähnen; denn es war der leibhaftige Hunger, ein wandelndes Gerippe, ein bloßes Ausrufezeichen von einem Menschen.

Der schleppte sich matt und müde ins Dorfwirtshaus und ließ sich mit knackenden Knochen an einem der Tische nieder, und die Unterradlberger trauten ihren eigenen Augen nicht beim Anblicke des Hungerkünstlers und warteten mit aufgesperrten Mäulern, ob ihn die im Staube spielenden Sonnenstrahlen nicht etwa gänzlich aufzehren und davontragen würden.

Als jedoch die erste Neugierde befriedigt war, setzten sie ihr unterbrochenes Gespräch fort und rieten hin und her, ob es denn gar nicht möglich wäre, die Kirche vom Berge ins Tal zu bringen.

Es erzählte einer, wie daß die Amerikaner überm großen Salzwasser drüben wahre Kreuzköpfe seien und mit den größten Häusern und Palästen spazieren fahren täten, von einem Ort zum andern, wie es ihnen gerade einfalle. Ein anderer aber meinte, die Amerikaner zu verschreiben, das dürfe wohl über die Kräfte des Gemeindesäckels gehen und er möchte die Rutschbahn sehen, die man für so eine Kirche auferbauen müßte, daß sie schön sachte und ohne in Stücke zu zerfallen vom Berg zu Tal käme.

Jetzt gab auch der lange Brachmond von einem Handwerksburschen ungefragt seinen Senf dazu, indem er sich mit schwacher Stimme vernehmen ließ: Vor Zeiten, da er noch ein wenig bei Kraft gewesen wäre, hätte er solch ein Kapellelein spielend von Wien nach Krems getragen. und wenn er wieder zu Kraft käme, so sollte



Das Familiengebet baut Priesterberufe

es ihm nicht darauf ankommen, den Unterradlbergern einen Liebesdienst zu erweisen und dem Gespötte der Nachbarn ringsum ein Ende zu machen.

Da schüttelten sich freilich einige alte Männer zweifelnd den Kopf; die meisten aber meinten, man habe ja schon allerlei Beispiele von außerordentlicher Kraft unter Tieren und Menschen gesehen, und die Elefanten täten ja ganze Türme herumtragen, und also könnte der Handwerksbursche wohl zu seiner früheren Stärke aufgefüttert und die Kirche um ein Billiges ins Dorf herabgestellt werden.

So nahmen sie dem Handwerksburschen das Versprechen ab, er möge dazu schauen, daß er bald wieder zu Fleisch komme, und da er sein möglichstes zu tun gelobt hatte, trugen sie ihm Tag für Tag und Stunde um Stunde zu, was Küche und Keller vermochte, Rindfleisch und Schweinernes und Kälbernes, Blutwürste, Gugelhupfe und ganze Krapfenberge, und der Wirt füllte ein Krüglein ums andere, und der fremde Wandersmann tat seine Pflicht, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann; der Schatten wurde nach und nach zum Spazierstock, der Spazierstock zum Ei und das Ei zur Kugel und so konnte er sein Werk wohl einmal angehen und die Kirche zu Tal tragen.

Der Bursche aber zeigte allweil noch wenig Lust zur Arbeit, sondern aß und trank und kräftigte sich eine Woche um die andere und hatte jede Woche eine neue Ausrede und hätte sich wohl bis zu seinem jüngsten Tag weiter gekräftigt, wenn den Unterradlbergern nicht endlich der Geduldfaden gerissen wäre und sie endlich die ungesäumte Ausführung des schweren Werkes verlangt hätten.

„Na", sagte der kugelrunde Kraftmensch, „so gehen wir's halt an! Aber einen wackeren Strick müßt ihr mir bringen, daß ich's gut zusammenbinde, das Kapellelein, sonst lockern sich die Steine und fallen mir vom Buckel, wie dem Bäckerbuben die Semmeln aus der überfüllten Kraxe!"

Einen Strick, den hatten die Unterradlberger nun bald zur Stelle, und so ging groß und klein, Mann und Weib, Kind und Kegel den Berg hinan, schneller denn je, um der Großtat zuzuschauen und das Kirchlein aus dem Erdboden rücken zu sehen.

Und der Bursche umwand das Kirchlein wohl sechsmal mit dem dicken Seil und drehte das Seil mit einem guten Eichenprügel fest, daß es gleich einer wohlgespannten Saite stramm anlag, und dann schwang er des Seiles Ende über die rechte Achsel und bückte sich tief und . . . schaute sich rechts und links nach den Leutlein um und rief ihnen zu:

„Na . . . wird's bald? Greift zu, ihr Männer, und huckt mir's auf, euer Kirchlein; dann will ich's wohl hinabtragen ins Dorf, wie ich's versprochen habe als Schatten und wie ich's nun halten will als wohlgemästete Kugel. Also lupft ein wenig und tut mir's aufladen!"

Jetzt war es aber gut, daß die Unterradlberger im Denken langsam waren und, wie eigentlich auch gescheite Leute machen sollen . . . nur etwas schneller, alleweil erst zur Tat schritten, wenn ihnen ein Lichtlein aufgegangen war.

Also hielten die Unterradlberger alle groß und klein und Mann und Weib und Kind und Kegel,

Dem Herzen Jesu

Schau an das rührende, liebliche Bild, umrahmt von Dornen, gekrönt von Kreuz und Feuerflammen: das liebreiche Herz-Jesu-Bild! So erschien es 1675 der gottseligen Mutter Margareta Maria Alocoque aus dem Orden der Heimsuchung im Kloster zu Paray in Burgund: auf einem ganz feurigen Thron, durchsichtig wie Kristall, heller als die Sonne.

Erst langsam breitete sich die Herz-Jesu-Verehrung aus, zunächst und zumeist von Frankreich, dann in Tirol und Italien. Die Orden beförderten eifrig durch Wort und Schrift diese Andacht. Endlich, nach fast 200 Jahren, dehnte Papst Pius IX. am 23. August 1856 die Feier des Herz-Jesu-Festes aus auf die ganze Kirche und bestimmte dafür den ersten Freitag nach der Fronleichnamsoktav.

Warum gerade das Herz Jesu verehren?

Das Herz Jesu ist das Herz der Liebe. – Hat wohl ein Herz mehr Liebe empfunden, als das heiligste Herz Jesu? Mit Recht konnte Jesus seiner Dienerin Margareta Alocoque offenbaren: „Siehe da dieses Herz, das die Menschen so sehr geliebt hat, daß es nichts ersparte bis zur Selbsterschöpfung und Selbsterziehung, um ihnen seine Liebe zu beweisen! Siehe da mein Herz, das so überwältigt ist von der Liebe zu den Menschen, daß es die Flammen dieser Liebe nicht mehr in sich zurückzuhalten vermag!"

Ist es nicht billig und recht, dieses Herz voll göttlicher Liebe wieder zu lieben.

Sieh, wir bringen uns're Herzen
Dir als Dankesgabe dar!
Nimm sie hin als Opferkerzen
Auf der Liebe Glutaltar!

Das Herz Jesu ist der Sitz vollkommenster Heiligkeit. „Lernet von mir, ich bin sanftmütig und demütig von Herzen!" Wiederum schreibt die selige Mutter Margareta: „Suchet euer Leben nach dem Vorbilde der Demut und Sanftmut des liebenswürdigen Herzens Jesu zu ordnen . . . Ich kenne keine andere Übung der Andacht im geistlichen Leben, die geeigneter wäre, eine Seele in kurzer Zeit zur höchsten Vollkommenheit zu erheben, und die wahren Freuden kosten zu lassen, welche man im Dienste Jesu Christi findet." Darum flehe ich aus Herzenstiefe:

Heilig Feuer, o verzehre für und für mein armes Herz,
Daß es immer dir zur Ehre flammend lod're himmelwärts!
Gib, daß ich in dir versunken und von heil'ger Wonne trunken,
Fühle deiner Liebe Macht, fromm dich preise Tag und Nacht!

Das wahre Herz Jesu ist zugleich auch ein wahres Menschenherz. Von ihm gilt das Apostelwort: „Wir haben keinen Hohenpriester, der mit unseren Schwachheiten nicht Mitleid haben könnte, sondern einen, der in allen Stücken ähnlich versucht worden, doch ohne Sünde war. Darum lasset uns mit Zu-

---

den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne und dachten hin und dachten her, wie's der Handwerksbursche nur wohl gemeint haben mochte, und dachten und standen und standen und dachten.

Als es in ihnen aber endlich dämmerte, als sich ihre Gesichter im Zorne röteten, als sich ihre Fäuste ballten und ihre Arme zu gewaltigen Schlägen ausholten, da . . . war es schon zu spät; denn der vorsichtige Wandersmann hatte den Augenblick benützt und sich, da er nicht von allem haben wollte und den Kopfnüssen und Rippenstücken, den Hammelkeulen und Prügelkrapfen keinen Geschmack abzugewinnen vermochte, rechtzeitig aus dem Staube gemacht.

So müssen die Unterradlberger ihr Kreuz weitertragen und, wie es allen Menschen mehr oder weniger zukommt, aus der Not eine Tugend machen; denn ihre Kirche leuchtet immer noch vom Berg ins Tal, und wer vorbeifährt im Eisenbahnwagen oder vorbeireitet auf des Schusters Rappen, kann es schauen mit eigenen Augen.



versicht hintreten zum Throne der Gnade, damit wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, wenn wir der Hilfe bedürfen."

Wie vielfache Erfahrung bestätigt die Hilfsbereitschaft des heiligsten Herzens Jesu! Margareta Alacoque versichert: „Die Weltleute werden mittels dieser lieblichen Andacht alle ihrem Stande nötige Hilfe erlangen, nämlich den Frieden in ihren Familien, Erleichterung in ihren Arbeiten, den Segen des Himmels in ihren Unternehmungen, Trost in ihren Leiden." So fleht das gläubige Herz:

Du bist unsrer Herzen Stärke,
Unser Licht in Leid und Not,
Vorbild uns für fromme Werke,
Unsere Zuversicht im Tod.

Darum verehre ich Jesu heiligstes Herz: es ist das Herz der Liebe, mein Vorbild, meine Hilfe. Oft will ich hinfliehen an diesen Ort und mit dem hl. Pfarrer von Ars beten:

„O Herz Jesu, ich opfere Dir mein Herz, lege es in das Deine! In Deinem Herzen will ich wohnen, mit Deinem Herzen will ich lieben. In Deinem Herzen will ich ungekannt von der Welt, nur von Dir gekannt, leben. In diesem Herzen will ich die Glut der Liebe entzünden, welche das meine verzehren soll. In ihm werde ich Stärke, Erleichterung, Mut und Trost finden. Wenn alle Herzen sich mir verschlössen, ich würde mich nicht ängstigen; denn das Herz Jesu bleibt mir immer treu und offen."

Ist eine Glocke herrlich geprägt,
So kann sie nicht anders als herrlich klingen.
Wer sie auch anrührt und was sie schlägt,
Sie kann nichts Niedriges singen!

Frida Schanz



Unser Beruf verlangt Männer*
die der Welt gekreuzigt sind*
denen die Welt gekreuzigt ist.

Neue Menschen*
die sich von eigenen Neigungen entblößen*
um Christus anzuziehen*
die sich selbst starben*
um der Gerechtigkeit zu leben;

Männer* die nach Pauli Wort
als Gottes Diener sich erweisen
in Mühen * Wachen und Fasten*
durch Reinheit und Wissen*
durch Langmut und Güte*
durch den Hl. Geist und wahre Liebe
und durch die Sprache der Wahrheit.

Wir sollen*
mit den Waffen der Gerechtigkeit
zu Schutz und Trutz*
bei Ehre und bei Schmach*
bei Schmähung und bei Lob*
in Glück und Unglück
in Eilmärschen
zum Himmlischen Vaterland marschieren*
mit allen erdenklichen Mitteln und Mühen*
andere mitreißen*
die größere Ehre Gottes immer suchend.

Das Testament der Mutter

In einem Kirchenblatt unserer Heimat las ich dieser Tage das Testament einer frommen Priestermutter an ihren Sohn, das sie vor ihrem Tode geschrieben, da sie den glücklichen Tag der Priesterweihe nicht mehr erlebte.

Testament für meinen Sohn N.

„Auch an Dich, mein liebstes, auserwähltes Kind, einige Worte von Deiner sterbenden Mutter als Vermächtnis. Dir vermache ich als höchstes Eigentum den armen Jesus, welcher Dich als Jünger und Apostel erwählt, Seine Weltverachtung, Seine Menschenliebe, Seinen unerschütterlichen Eifer für die Ehre Seines Vaters. Seine Demut und Seine Sanftmut sollen Dein Herz erfüllen, damit keine Weltlust und Selbstsucht Platz finde. Ich wünsche meine Hände zu erheben, um mit Hilfe Mariens Dich zu segnen. Ich segne Dein Herz, damit es nur schlägt und lebt für Gottes Ehre und zum Heil der Seelen. Ich segne Deinen Mund, damit er sich nur öffne zu Lobpreisungen Gottes; Deine Zunge, damit jedes Wort auf der Kanzel und im Beichtstuhl wie ein zweischneidiges Schwert in die Sündenherzen dringe; ich segne Deine Augen, damit sie nur nach Gott und Seinem heiligsten Willen gerichtet sind und einst das Angesicht Gottes um so kostbarer anzuschauen gewürdigt werden; ich segne Deine Ohren, damit sie für alle Hilfesuchenden und Hilferufenden geöffnet sind, auch für die armen Seelen. Ich segne Deine Hände, damit sie immer würdig das heiligste Gotteslamm beim heiligsten Opfer zum Himmel erheben. Ich segne Deine Füße, damit jeder Deiner Schritte getreulich dem lieben guten Hirten Jesus folge und Du alle Dir Anvertrauten auf sicherem Wege zur Himmelsweide führest. Sei ein besonders sorgfältiger Hirt Deiner Geschwister, wenn je eines auf Abwege zu geraten das Unglück hätte. Schütze mit kindlichem Herzen Deines Vaters Seele, damit wir einst alle um Dich versammelt das ewige Alleluja zu singen das Glück haben. Ich segne nochmals Deinen Leib und Deine Seele, damit sie Dein ganzes Leben hindurch in jener seligen Stimmung bleiben, wie an dem Tage Deiner Priesterweihe, damit Du immer starkmütig in jedem Kampf dem Teufel, der Welt und dem Fleische entgegentrittst. Ich hoffe, daß Du meine Worte nicht verschmähen, sondern unauslöschlich im Herzen bewahren werdest – zu Deinem ewigen Wohl, zu meinem ewigen Trost. Gedenke auch meiner beim heiligen Opfer, wenn ich vom Fegefeuer aus zu Dir rufe, mein Sohn. Du kannst mir am besten helfen, hilf mir. – Wie Gott will, wenn Gott will!

Deine sterbende Mutter."

Ergreifend schön ist das. Solche Worte verbinden den Himmel mit der Erde. Solche Worte aber lassen uns den Blick auch frei für den Aufblick zum Himmel aus diesem Elend unserer Tage.

Uns allen hat Maria ein Testament hinterlassen. Wir alle sollten es noch mehr beherzigen, als dieser Priestersohn das Testament seiner irdischen Mutter beherzigen wird.

Maria, mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen, schreibt ihr Testament nicht auf Papier oder Tafeln, sie spricht es in mütterlichen Worten aus, sie formt es in Gedanken der Ewigkeit. Der sanftsprechende Mund unseres Marienbildes soll es uns allen sagen:

Kinder, Söhne und Töchter auf Erden! Schaut auf und erkennt die Krone der Herrlichkeit, mit der ich gekrönt bin in Ewigkeit. Auch auf euch wartet die ewige Krone. Sprecht mit mir: „Herr, Dein Wille geschehe!" und eure Werke sollen die Zeugen eures Glaubens sein! Viele sprechen mit dem Worte Luzifers: „Ich will nicht dem ewigen Gotte dienen!" Die Werke der Menschen sind böse vor Gott. Ihr aber, getreue Söhne und Töchter, sprecht mit mir: Hochpreiset meine Seele den Herrn! . . . Er wirkt Macht mit Seinem Arme, zerstreut die Stolzgesinnten. Er stößt die Mächtigen vom Throne, die Niedrigen erhöht Er. Die Hungrigen erfüllt Er mit Gütern, die Reichen schickt Er leer von dannen. Er nimmt sich seines Volkes in Liebe an . . .

Erfüllen wir das Testament der Mutter!

* * *

Gewohnheit ist so stark, daß selber die Natur
Zu tun scheint, was sie tut, oft aus Gewohnheit nur.

Fr. Rückert

Die Primiziantenmutter

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von A. L.

Im Haberbauernhof geht's festlich her. Der Anton ist geistlicher Herr geworden und feiert heute seine Primiz. – Die Pöller krachten, die Musik spielte, die Glocken klangen, die Fahnen flatterten, die Kirche konnte die Teilnehmer von weit und breit nicht fassen. Jetzt war die heilige Handlung vorüber: der Einzug mit den blühweißen Kranzljungfern – die eindringliche Predigt – das Erstlingsopfer des Neugeweihten, an welchem die Verwandten, von der gichtgelähmten Mutter bis zum kleinsten Schwesterlein, durch die hl. Kommunion besonderen Anteil nahmen – und endlich die rührende Segenspendung des jungen Seelenhirten. – Froh saßen die Verwandten und Gäste beim Mahle, das der Haberbauer gar reichlich herstellen ließ, weil er dachte: „Die Primiz eines Sohnes ist dessen geistlicher Hochzeitstag, da muß es denn auch hochzeitlich hergehen."

Schon waren die meisten Gerichte aufgetragen worden, die „Bschoad"-Haufen auf den Tellern waren bereits stattlich angewachsen, es kam schon das Feinere an die Reihe: die Torten, der Kuchen, der Kaffee usw. Es begann das „Lebenlassen." Ein Beamter der nahen Stadt, der als Ehrengast anwesend war, eröffnete den Reigen der Glückwünsche. Er klopfte mit dem Löffel an sein Glas; ein allgemeines: „Pst, Pst", belehrte die mit solchen Gebräuchen noch nicht vertrauten Landleute über dieses Klingklang – und es ward stille an allen Tischen der Tafelrunde. Der Herr redete:

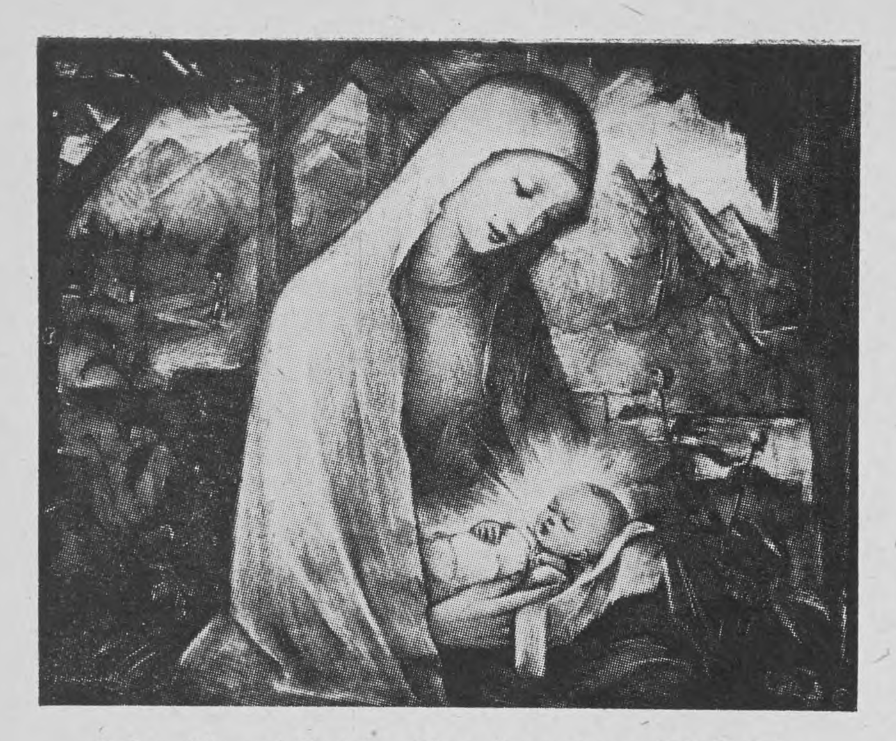
Es kommt mir vielleicht nicht zu als ein Mann der Welt das Wort bei einem Priesterfeste zu ergreifen, und wenn ich es tue, geschieht es nur, um dem Wunsche der anwesenden geistlichen Herren zu entsprechen. Ich bin ein Freund der Priester, weil ich ein Freund der Religion bin, weil ich meine Vernuft ersticken und mein Gefühl, mein Herz mißhandeln müßte, wollte ich religionslos sein. Ich habe die Religion schätzen gelernt als Richter, wenn ich erfahren mußte, daß die meisten der Unglücklichen, die die dunklen Kerkerzellen bewohnen, deshalb auf die finstere Lebensbahn des Verbrechens gerieten, weil sie sich dem Lichtstrahle der Religion entzogen hatten; ich habe die Religion kennen gelernt als Familienvater, denn ich finde kein besseres Erbteil für meine Kinder, um sie und mich als deren Vater glücklich zu machen, als die Gottesfurcht. Eltern, deren Kinder nicht Gott im Herzen haben – was sind sie eigentlich? – Sie sind wie kinderlos, weil ihre Kinder nicht Herz sind von ihrem Herzen und gleichsam für sie, für ihr Glück nicht leben. Ich habe endlich die Religion auch schätzen gelernt in meinem Privatleben; ich wüßte auch von Kämpfen und Stürmen in meiner Brust zu erzählen und von Mißgeschick und Bosheit, die mir das Leben vergällten; aber während andere in solcher Lage auf den Revolver blicken – dessen Ladung nicht so sehr ihr Leben und ihr Unglück endet, als vielmehr ihr eigenes und das Glück ihrer Familien zerstört – schaute ich zum Kreuze auf, und die Wunde heilte immer. Und weil nur der Priester der Mann der Religion ist, der sie pflegt, hütet, vertritt und verteidigt, dessen Händen sie anvertraut ist, und von dessen Tätigkeit sie ausgeht wie das Licht von der angezündeten Kerze, darum ehre ich, liebe ich den Priesterstand und habe keinen sehnlicheren Wunsch

---

Daß ein Kind ein Priester werde,
Kann ihm geben nicht die Erde —
Gnade ist das Priestertum.
Von dem Mutter-Gottes-Throne
Steigt herab die Priesterkrone —
Reinster Mutter-Gottes-Ruhm!

Mutterherz, zum Himmel lenkt
All dein Flehen im „Gedenke"
Zu der Mutter, mild und rein.
„Gottes Wille soll geschehen" —
Dieses sei dein einzig Flehen —
„Gottes Wille ganz allein!"

Anton Pichler



Hehre Himmelskönigin, bitte für meinen Priestersohn

als den, daß die Priester und wir weltliche Leute in engster Verbindung sein und bleiben mögen. Ich beglückwünsche unseren hochwürdigen Primizianten zu seinem hl. Berufe und rufe ihm im Namen der ganzen Tischgesellschaft und gleichsam im Namen der ganzen, des Priestertums so bedürftigen Welt freudig zu: unser hochwürdiger Primiziant möge sich seiner heiligen Würde lange, lange Jahre hindurch erfreuen und reiches Glück aus seinem Berufe schöpfen! Er lebe hoch, hoch, hoch!" – Jetzt klangen und klirrten die Becher aneinander, und alles kam herbei, um dem Gefeierten zuzutrinken, aber auch mit dem braven Beamten stießen die Männer alle an, nicht ohne ihm aus dem ehrlichen Herzen zuzurufen: „Sie, Sie sind ein rechter Mann; wenn die Herren alle so wären, dann würde es besser auf der Welt." Die Weiber aber wischten an ihren Augen, denn die eben gehörten Worte hatten den Quell ihres tränenbereiten Herzens in Fluß gebracht.

Nun aber gab es des Redens fast kein Ende mehr. Immer wieder klingelten die Gläser und flossen die Reden, und brausten die Hochrufe. Endlich war das auch vorüber, und die Männer wollten die längst erkalteten Tabakspfeifen wieder anheizen, die Weiber aber liebäugelten mit großen bunten Kaffeeschalen, die vor ihnen standen.

Doch, horch! Mitten im Lärm noch einmal Tönen des Glases. Wer will denn noch reden? Niemand erhebt sich. Alles späht umher, welcher Herr denn noch ein Hoch loslassen wolle. Da klappert und poltert es am Ehrentische. Die gichtlahme Hausmutter ist es, die sich mit ihren Krücken aufstellt und dann ihre großen, ausdrucksvollen Augen über die ganze Gesellschaft schweifen läßt, so daß alles Gerede und Geräusch verstummt und alle Gäste in höchster Spannung auf die sonderbare Sprecherin hinschauen. Die gute Haberbäuerin ist blaß und hat Tränen in den Augen. Sie will anfangen, aber es geht lange nicht – ihre Rührung und Ergriffenheit ist zu groß. Endlich beginnt sie:

„Mein lieber geistlicher Sohn, du hast jetzt so viele und schöne Wünsche gehört, so vernimm dann zuletzt auch noch den Wunsch deiner Mutter. Du hast gesehen, wie ich mich heute mühsam auf meinen Krücken zum Altar schleppte, um aus deiner Hand den Heiland zu empfangen. So habe ich mich einst abgeschleppt zu einem Heiligtum, nicht mit der Last der Krücken, sondern mit der Last eines schwerkranken Kindes, das ich mir auf den Rücken band – und dieses Kind warst du. Dein Leben war aufgegeben von den Menschen, aber deine Mutter nahm ihre Zuflucht zum Heil der Kranken, zu Maria. Unter Tränen und Seufzen und Gebeten trug ich dich zu Unserer Lieben Frau auf den Heiligen Berg. Dort habe ich gebetet und geopfert, aber das teuerste Opfer warst du, mein lieber Anton. Versprochen habe ich es da der lieben Mutter Gottes, daß du ein Marienkind sein und ein Marienpriester werden sollst, wenn sie dich gesund macht und dir die Gnade des Priesterberufes erwirbt. Und sie hat mich erhört. Ohne weitere Arzneimittel bist du gesund geworden, bist, Gott sei Dank, als Student christlich geblieben und hast den geistlichen Stand erwählt. Heute ist also das Opfer vom Heiligen Berge von mir aus vollbracht, die Vollendung aber liegt bei dir, und das ist mein Mutterwunsch zu deiner heiligen Primiz: Sei und bleibe

ein Marienpriester! Das ist das Einzige, was mir am Herzen liegt. Ich werde nicht fragen, ob du reich bist, ob du eine gute Stelle, ob du eine hohe Würde hast, ich werde mich, so lange ich lebe nur um das Eine kümmern, ob du ein Marienpriester bist, treu und innig der heiligen Gottesmutter ergeben, fromm, eifrig und vor allem rein, wie es einem Marienkinde ziemt. Bist du das und bleibst du das, dann ist mein Gang auf den Hl. Berg tausendfach belohnt, dann sterbe ich gerne und freue mich, als Mutter an deiner Ehre als Priester im Himmel meinen Anteil zu haben, denn ein Marienpriester ist ein Himmelspriester. So kennst du nun meinen Primizwunsch; und weil alle andern mit einem Hoch geschlossen haben, so tue auch ich es und trinke dir zu mit dem Rufe: Mein Schmerzenskind vom Heiligen Berg, mein lieber Sohn Anton, der Marienpriester, lebe hoch!" – Und hoch, hoch, hoch, erscholl es nun, und die Gläser stießen heftig aneinander, denn der Mutter Wort hatte alle Herzen getroffen: die Frauen schluchzten, und die Männer wischten sich die Tränen von den Bärten. Die Mutter aber senkte wieder die Krücken und weinte mit den Weinenden und freute sich mit den Fröhlichen und sah mit ihren großen, fröhlichen Augen auf ihren Anton, das Marienkind, dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für sie in einem Worte verschlossen war, in dem Worte: „M a r i a!"

*

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Schiller

Lichtreklame -- Eine Kurzgeschichte

Von Josefine Stegbauer

Dämonisch hingen die leuchtend grünen, roten und blauen Schriftbilder im Dunkel der Dächer, zuckten von Lichtmasten und Geschäftsportalen, rannten als Laufschriften über Dachfirste, kletterten an eisernen Gerüsten empor, um sich im Bogen wieder herabzustürzen, flammten, verlöschten, kreisten in rasender Eile, blau, rot, gelb, grün in ewigem Wechsel. Sie spiegelten in der zuckenden Unruhe ihrer dämonischen Farbenpracht die Hast und Unrast der Großstadt, des arbeitenden Kapitals, des eleganten, elektrisch betriebenen Marktschreiertums, den Kampf der Erzeugnisse um den Absetz, den Kampf, den nicht Geist noch Waffen, sondern die höllisch roten, grünen, gelben und blauen Glühbirnen und Neonröhren miteinander ausfochten.

Am meisten aber schrien die bunten, kreisenden Lichtschlangen der Bar. Die Straße davor stand wie in bengalischem Lichte. Autos fuhren dort vor, denen Damen entstiegen, unter deren Mänteln große Abendtoiletten hervorsahen, und denen Herren mit verlebten, sinnlichen Gesichtern aus dem Wagen halfen. Dann ging die Drehtüre, und ein noch gleißenderes Lichtmeer verschlang die Gäste.

Der Bar gegenüber lag im Dunkel eine Kirche. Der obere Teil der Türen, die den Vorraum abschlossen, bestand aus Glas. Durch diese Glasscheiben schimmerte ein winziges rotes Lichtlein hinaus auf die Straße, die Lichtreklame unseres Herrgotts, die ewige Lampe.

Beide hatten ihre täglichen Gäste, die Bar sowohl als auch die Kirche. Die täglichen Gäste der Bar gingen nicht in die Kirche, und die täglichen Gäste der Kirche mieden die Bar. Über der roten Lampe war auf dem Hochaltarbilde der hl. Antonius dargestellt, wie er Brot unter die Armen verteilte. Ein roter Lichtstrahl lag gerade auf dem Antlitz des Armen, der zu Füßen des Heiligen kniete und die Hände verlangend seiner Gabe entgegenstreckte. Und das ewige Licht schien zärtlich zu dem Bilde hinaufzuflammen: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"

Die grellen Lichter der Bar jedoch schrien in die Nacht hinaus: „Selig sind die Genußsüchtigen!" Aber Verheißung war keine daran geknüpft.

Obwohl nun die Lichtreklame des lieben Gottes unvergleichlich geringer war als die der Bar, geschah es doch eines Tages, daß das winzige rote Lichtlein triumphierte über die höllisch bunten, kreisenden Lichtschlangen der Bar. Es war an einem drückend heißen Juniabend. Die Herz-Jesu-Andacht war vorüber; der Kirchendiener löschte eben die letzten Lichtlein am Hochaltar, und die Kirche hatte sich geleert. Man sah nicht, ob überhaupt jemand im Dunkel der Bänke kniete. Da plötzlich drang lautes Kinderweinen aus dem Gotteshause auf die Straße hinaus. Die Spaziergän-



ger hielten an und horchten.

„Mutti, Mutti!"

Einige gingen neugierig in die Kirche, andere blieben stehen. Ein Auflauf enstand. Ein paar Barbesucher, die eben hinter der Drehtüre hatten verschwinden wollen, stockten plötzlich und sahen zum Kircheneingang hinüber. Der Auflauf vergrößerte sich. Aus der Bar strömten Gäste heraus, um zu sehen, was los wäre. Die Fuhrwerke konnten nicht weiter, die Wache bahnte sich den Weg durch die Massen.

Auch im Innern der Kirche war ein Auflauf entstanden. Im breiten Mittelgang der Kirche lag etwas Dunkles an der Erde, und ein Kind beugte sich darüber und jammerte hilflos: „Mutti, Mutti!" Der Kirchendiener war um den Wachtmann gelaufen. Im Dunkel der Kirche standen die Leute und sahen auf das ohnmächtige Weib und das jammernde Kind. Auch von den Bargästen hatten sich zahlreiche Neugierige in die Kirche gedrängt. Sie standen im matten Scheine der roten Lampe und sahen sich ein wenig neugierig in der ungewohnten Umgebung um. Mehrere Augenpaare ruhten plötzlich gleichzeitig im neugierigen Umsehen auf dem Bilde des hl. Antonius, das im roten Lichtschimmer über der Menge thronte.

Dann teilte jemand das Gedränge. Es war ein Polizeibeamter mit einem Arzte. Das Kind jammerte noch immer: „Mutti, Mutti!" Irgend jemand nahm es beruhigend an der Hand. Dann sagte der Arzt: „Aus Hunger ohnmächtig geworden. Tragen Sie sie in die Sakristei. Sie wird bald wieder zu sich kommen!"

Jetzt sahen die Umstehenden erst, wie entsetzlich mager das Weib war. „Wo wohnst du denn?" fragte einer das Kind.

„Talgasse 17", sagte das kleine Mädchen schluchzend.

Da meldete sich plötzlich eine großmütige Stimme: „Ich bringe die Frau mit dem Kinde in meinem Auto heim!" Es war einer der Bargäste.

Verschämt zog ein anderer die Geldbörse. Einige folgten seinem Beispiele und traten, um besser in ihre Börse sehen zu können, näher unter das rote Licht, in dessen Schimmer der lächelnde hl. Antonius sein Brot unter die Armen verteilte.

Der Kirchendiener hatte die Ohnmächtige inzwischen zu sich gebracht und setzte ihr eben ein Glas an die Lippen. Einer hatte seinen Hut in der Hand und sammelte. Niemand wußte eigentlich so recht, wie das gekommen war. Aber der Hut wurde ordentlich schwer. Es war viel Silber darunter. Der Kirchendiener stützte das Weib, das versuchte, sich zu erheben. Irgend jemand schlug vor, ihr aus der Bar etwas zu essen herüberzuholen, man möge sie einstweilen in der Sakristei niedersetzen. Das geschah. Und

Der Herrgottswinkel

„Wenn der Herrgott das Haus nicht baut, ist das Haus umsonst gebaut.“ In einfachen, schlichten Lettern lesen wir diese Worte oftmals über Hauseingängen. Sie sind hier schon lange tief eingegraben, und mit Recht, denn der Segen des ewigen Baumeisters darf nicht fehlen. Und dem Herrgott selbst gehört auch ein Platz im Hause.

Du weißt, wie ein Herrgottswinkel aussieht. Der schlichteste hat wenigstens sein Kruzifix. Oft hat es einer der Ahnen an Feierabenden aus einem Ast der Linde geschnitzt. Je frömmer, je gottverwurzelter die Bewohner des Hauses, desto schöner auch wohl der Herrgottswinkel in der Stube. Da findest du ein kleines Altärchen, das vielleicht einer deiner Vorfahren viele Kilometer weit von einem Wallfahrtsort hergetragen hat, geschmückt mit einer Statue der Gottesmutter, des heiligen Nährvaters Josef oder eines anderen Himmelsbewohners, den die Hausgenossen zu ihrem besonderen Freund und Beschützer erhoben haben. Neben dem Kreuz an der Wand hängen gewöhnlich Bilder der Heiligen, hängen Bilder, die an unvergeßliche Tage und Stunden kirchlichen Glaubenslebens erinnern und von immer neuen Generationen übernommen werden. Ja, diese Herrgottswinkel sind wahrhaft ein Stück Gotteshaus, von dem Segen ausströmt auf das Haus und alle, die es bewohnen.

Wir lieben den traulichen Herrgottswinkel in der Stube, und niemand könnte uns diese kleine Heimstätte des Väterglaubens nehmen, ohne uns ein Teil Lebensinhalt zu zerschlagen. Mit wieviel Sorgfalt und innerlicher Freude pflegen wir des Herrgotts stillen Winkel! Das erste scheue Veilchen, das der Lenz nach langer Winternot gebiert, den ersten blühenden Haselzweig mit seinen staubigen, samtenen Kätzchen tragen wir kindlich beglückt dorthin. Die erste reife Frucht und Ähre legt der fromme Bauer zu Füßen des Kreuzes. Hier duften die Rosen des Sommers am schönsten, hier blühen die Astern des Herbstes am eindrucksvollsten, hier im Herrgottswinkel, wo auch die zu Lichtmeß gesegneten Kerzen neben verwelkten Zweigen und Kräutern des Palm- und Krautbundes stehen.

Zum Herrgottswinkel nehmen wir unsere Zuflucht. Dort sitzen unsere Mütter. Denn vom Kreuz an der Wand geht eine Kraft aus, still und stark; und diese Kraft zieht ganz besonders unsere Mütter in ihren Bann. Könnte es anders sein? Stand nicht auch die Mutter unseres Herrn unter dem Kreuze? Sollten sich da unsere Mütter und Frauen dem Kreuze nicht auch eng verbunden fühlen? Daß sie die Nähe des Kreuzes geradezu suchen, daß sie dort im Hause, in der Stube ihr Lieblingsplätzchen haben, wo das Kreuz hängt oder ein Bild der Gottesmutter steht?

Ein Hauskapellchen ist der Herrgottswinkel. Deshalb ist auch alles, was darin geschieht, Gottesdienst. Hier sitzt die Mutter mit ihrem Kinde und

---

dann hob jemand Weib und Kind in sein Auto, und neben den Sitz der Armen wurde ein mit Münzen schwer gefüllter Hut gestellt.

„Talgasse 17“, sagte der Autobesitzer zu seinem Chauffeur. Das Auto ratterte davon, und die Kirche war nun wieder ganz leer. Der Kirchendiener rasselte mit seinem Schlüsselbund und schloß die schweren Torflügel. Der hl Antonius war wieder allein.

Die Gäste wandten sich zurück über die Straße, der Bar zu. Dort war die Lichtreklame erloschen; während sie in der Kirche geweilt hatten, hatte es einen Kurzschluß gegeben. Ein roter Notlampion hing in der Drehtüre. Alle die grellen Lichter der Bar waren auch überflüssig, nichts ist notwendig als ein einziges kleines rotes Lichtlein der Liebe unter den Menschen, damit allen geholfen wäre.

Die Gäste waren schweigsam; vor ihren Augen stand noch der hl. Antonius brotverteilend unter den Armen. Denn hie und da stellt Gott auch in die Mitte der Schwerhörigen, unter den Kindern dieser Welt, für einen Augenblick eine der großen, unvergänglichen Lichtgestalten aus seinem Reiche, auf daß keiner sagen könne, er habe keine Gelegenheit gehabt, zu unterscheiden, wes Geistes die Lichter gewesen seien, die seine irdischen Straßen erhellten, und auf daß auch diese an sich erfahren möchten die Seligkeit derer, die barmherzig sind.



Jesus ist der Herr des Hauses

lehrt es die kleinen Händchen falten und das Vaterunser stammeln. Hier erzählt sie ihm von der Schönheit des Himmels und der Liebe seines Königs, hier leistet sie als erste gottberufene Lehrerin erste heilige Erziehungsarbeit, hierhin flüchtet sie in ihren freien Minuten mit dem Strickstrumpf, hier spricht sie in Stunden des Alleinseins am liebsten mit dem Herrgott, hier hält sie so oft am Tage stille Zwiesprache mit dem Gekreuzigten und erfleht seinen Segen für Haus und Hof, für Feld und Flur, für alle, die ihr lieb und teuer sind. In diesem Winkel steht sie, abschiednehmend von dem Sohne, der hinaus will in die Gefahren der Welt. Hier gibt sie ihm unter Tränen letzte gute Ermahnungen, hier zeichnet sie ihm ein letztes Kreuzchen auf die Stirn. Hier im Herrgottswinkel sagt sie der Tochter ein letztes liebes Wort, bevor sie fortgeht aus dem Vaterhause an den eigenen Herd. Und alles, was ein Mutterherz bewegt, wird hineingetragen in den Herrgottswinkel. Alles, auch alles. Glück und Freude, Trauer und Leid, Kummer und Sorgen, Schicksal und Erinnerung. Hier fließen Tränen der Freude, aber auch Tränen der Trauer.

Auch unsere lieben Alten findest du im Herrgottswinkel des Hauses. Dem Kreuz gegenüber steht meistens ihr Lehnstuhl. Da sitzen sie den ganzen Tag, die Brille auf den müden Augen, den abgegriffenen Rosenkranz in den welken Händen. Ist da der Herrgottswinkel nicht der rechte Ort, nach den Wirrsalen und Kümmernissen eines arbeitsreichen Lebens anszuruhen, Rückschau zu halten in Ruhe und Besinnlichkeit.

Und unsere Kranken lieben den Herrgottswin-

kel. Wie inständig bitten sie, bis man sie aus ihrer Kammer hinausträgt und ihr Bett aufschlägt im Herrgottswinkel. Und wenn dann der Priester kommt, um ihnen das Brot des Lebens zu bringen, nimmt der göttliche Heiland wirklich Wohnung in seinem Hauswinkel, auf seinem Hausaltärchen.

Im Herrgottswinkel wohnt der Friede. Das weiß der gottverbundene Bauer, das weiß auch der gläubige Arbeiter der Hand und des Kopfes. Und darum finden wir sie auch nach Feierabend in diesem Winkel des Friedens mitten im Kreise der Familie. Und wenn erst die dunkle Zeit des Jahres mit ihren kurzen Tagen und langen Abenden hereinbricht, sehen wir die Familie im Herrgottswinkel wohl oft zusammen, den Rosenkranz betend. Und die ahnungsvolle Zeit des Advents! Dann wird es noch um vieles traulicher und heimeliger in diesem Winkel des Hauses. Dann duftet vor dem kleinen Altärchen der grüne Adventskranz mit den roten Lichtern und violetten Schleifen. Und dann will es scheinen, als ob gerade von diesem stillen Plätzchen aller Vorweihnachtszauber und alle Festesfreude ausgingen. Und zu Weihnacht funkelt im Herrgottswinkel in jedem Jahre von neuem der strahlende Lichterbaum, steht unter dem Kreuze das Kripplein mit dem Gotteskinde, mit Maria der Mutter, dem heiligen Josef, den Engeln und den Hirten. Und hier erleben wir außer der Kirche am stärksten das Mysterium der heiligen Weihnacht und der anderen Hochfeste des Kirchenjahres.

In manchen Gegenden unseres Landes ist es Gebrauch, alle wichtigen Entscheidungen und Entschlüsse im Herrgottswinkel des Hauses zu fassen. Wie schön und sinnig ist das. Hier im Horte des ewigen Baumeisters, hier im Schutze des Allerhöchsten! A. S.



An Gottes Hand

Leben wir, so leben wir dem Herrn,
Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.
Wer kann uns zu ihm den Zugang sperren
Er ist überall, uns nirgends fern.

Dessen Hand durchs Leben uns geleitet,
Auch im Tode bleibt uns sein Geleit.
Wer die Welt mit Gottvertrau'n durchschreitet,
Geht mit Gottvertrau'n zur Ewigkeit.

Friedrich Rückert

Wo Liebe lebt, da gibt's kein Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n;
Sie hat auf reuevolles Flehn
Kein unerbittlich strenges „Nein".
Und mag sie oft auch grollend blicken,
So wird's nur flücht'ge Weile sein;
Die Liebe kennt kein ernstlich Zürnen,
Die Liebe zeigt sich im Verzeih'n!

*

Wer aufmerksam und unbeirrt auf sein Leben acht gibt, muß hundertmal an dem gewöhnlichen Tage über die Wunder erstaunen, die sich um ihn, vor allem in ihm ereignen. Stehr

*

G r o ß kann man sich im Glück,
E r h a b e n nur im Unglück zeigen.
Schiller

Die Beisszange

Leumundszeugnis.

Vom Reimmichl

Gertrud Sch . . . ist bisher unbescholten, doch sehr erfahren in allen Gattungen der Schelt- und Zankworte; in den sieben Hauptsünden kann sie sich ausweisen; an den geistlichen und leiblichen Werken der Barmherzigkeit ist sie ganz unschuldig; man kann ihr durchaus nichts Böses nachsagen, sonst wird man das Weibsbild nicht mehr ledig; also empfehle ich dieselbe als eine Person, die man nicht beanstanden soll.

Haberfeld, am 12. Mai 18—.
Jakob Binder, Vorsteher."

Obiges Zeugnis hatte der Zump-Jaggl, ein Spaßvogel, nebenbei neugewählter Vorsteher in Haberfeld, ausgestellt. Das Zeugnis galt der Nessen-Gedl, vulgo Beißzange, und es sollte als Behelf bei einer Ehrenbeleidigungsklage dienen. Der Vorsteher hatte der Beißzange versichert, daß er das beste Zeugnis von der Welt ausgestellt und daß der Richter gewiß überzeugt sei, daß der Nessen-Gedl bloß mehr der Heiligenschein fehle.

Wie staunte nun die Beißzange, als unter schallendem Gelächter das Zeugnis bei Gericht verlesen wurde und als man ihr selbst acht Wochen Zeit gab zum Nachdenken und ihrer Zunge acht Wochen zum Ausrasten!

Wir lassen die Beißzange im „Speckkammerle" und wollen uns unterdessen etwas um die Person erkundigen

Der Vorsteher hatte aus Furcht vor ihrer Zunge das Leumundszeugnis noch viel zu weiß gefärbt. Die Nessel-Gedl war ein altes Mädchen und ihre nicht geringste Tugend war der ledige Unwillen. Den Namen „Beißzange" verdiente sie mit Fug und Recht. Zwar waren ihre Zähne beinahe gänzlich ausgefallen, jedoch mitten im Oberkiefer stand noch einer, ein langer, der mächtig über die Unterlippe hinausragte, den man füglich den Giftzahn nennen konnte. Wo sie sich einmal festbiß, da ließ sie nicht mehr los, solange noch ein gesunder Fleck vorhanden war. Von ihrer Zange oder besser von ihrer Zunge wurde niemand geschont, weder Geistlich noch Weltlich. Wenn irgendwo eine Hochzeit auskam, da hatte sie nicht Rast und Ruh'. Bräutigam und Braut, ja die ganze Freundschaft wurde durchgehechelt bis ins vierte und fünfte Geschlecht. Selbst die Heiligen in der Kirche waren nicht sicher vor der grimmigen Beißzange. Der hl. Florian war zu wenig bekleidet, weil sein Mantel nur bis an die Knie reichte, die hl. Notburga war viel zu nobel und eitel herausstaffiert, der hl. Petrus hatte eine zu große Glatze, der hl. Josef schaute zu weltlich aus usw.

Ganz Haberfeld bangte vor der Stunde, wo die Beißzange vom „Speckkammerle" wieder ans Tageslicht treten sollte. — Und sie kam; aber das Donnerwetter entlud sich vorerst über dem Haupte des Zump-Jaggl, des armen Vorstehers.

„Der Haderlump", so räsonierte die Beißzange, „der Vieh- und Leutschinder, der meint, weil er Bürgermeister ist, hat er die Welt erschaffen. Er soll einmal seinen Kopf ausleeren, dann haben zwanzig Stück Rindvieh einen ganzen Winter lang zu fressen mehr als genug — braucht er nicht mehr Stroh zu betteln,

* * *

Herr, mach uns sehend . . .

Herr, mach' uns sehend für die Not der Zeit;
Gib uns Verständnis auch für fremdes Leid,
Und gib uns Kraft für Opfer und Gebet
Im Geiste der heiligen Elisabeth.
Herr, mach' uns sehend allem fremden Schmerz;
Gib uns ein hilfbereites, fühlend' Herz,
Da dunkel — ernst vor unsren Türen steht
Die Zeit der heiligen Elisabeth.
Herr, mach' uns sehend, mach uns stark und frei,
Daß unser Leben nichts als Liebe sei,
Daß alle Nöte Rosenduft umweht
Im Geist der heiligen Elisabeth.

Heinrich Weigl

der Hungerleider! In der Kirche leckt er den Heiligen wohl die Zehen ab; eine arme, ehrenhafte Person aber um ihren guten Ruf bringen, das macht ihm nichts, rein nichts! — Vor seiner eigenen Tür soll er einmal kehren, da steht knietief der Dr . . .! Seine Kinder verl . . . . eh', wenn nicht gute Leute eingreifen, und die Dienstboten schauen auch drein wie die sieben mageren Kühe. Er selbst ist beim Wirt alle Tage rechter G'vatter und kauft sich eine Fuhre, daß er sie mit fünf Paar Ochsen nicht heimbringt. Und sein Gerstl, das er hat, wo ist's denn her? Z'sammengewuchert und gestohlen mit Putz und Stingel! . . . Aber ich bring' ihn noch ins Kriminal . . auf den Galgen, ich, die Nessen-Gedl!"

Der Zump-Jaggl hätte der Beißzange wohl noch einige Wochen zum Nachdenken verschaffen können, aber die Zunge herausschneiden konnte man der Alten nicht und mit andern Mitteln wurde die Sache nur schlimmer. Also ließ er das Wetter ganz ruhig über sie ergehen und dachte: „Ein Wetter geht bald vorüber." Dem war aber nicht so.

Die Beißzange hegte einen glühenden Haß gegen den Vorsteher und bei Tag und Nacht schlich sie wie eine Katze um den Zumphof, um neuen Stoff für ihre Zunge zu sammeln.

Einmal war das Schicksal ihr besonders günstig. Der Zump-Jaggl saß im Zudämmern mit seinem Nachbar, dem Stangl-Sepp, unter der Linde vor dem Hause in halblautem Gespräch.

„Du, Jaggl, ist der Krowatt hin?" fragte der Sepp.

„Ja, ich hab' ihn erschossen; zum Niederschlagen hat er mir erbarmt."

„Er hat nimmer viel versäumt,

Viele Menschen

. . . nehmen alles Gute, das sie von Gott empfangen, als selbstverständlich hin — sie betrachten aber alle Widerwärtigkeiten des Lebens als unverdient.

. . . kümmern sich um Dinge, die sie nichts angehen, deshalb haben sie auch nie Zeit für das, was sie wirklich angeht.

. . . lieben ihre Mitmenschen nur solange, wie diese Liebe weder Mühe noch Kosten verursacht.

. . . wissen genau Bescheid über ihre Rechte, dagegen so wenig über ihre Pflichten.

. . . arbeiten ununterbrochen und vergessen darüber, daß es heißt: Bete und arbeite!

. . . leben so, als ob nur ihre Mitmenschen sterben müßten.

. . . geben eher dem Kaiser, was des Kaisers ist, als daß sie Gott geben, was Gottes ist.

. . . kennen zwar genau den rechten Weg, doch sie finden nicht die Kraft, ihn zu gehen.

. . . beklagen nur, was sie verloren haben, sie vergessen darüber, was ihnen noch geblieben ist.

. . . verurteilen so leicht, ohne sich Mühe zu geben, richtig zu beurteilen.

. . . bringen zwar Opfer, doch die Art, wie sie bringen, entwertet jedes Opfer.

. . . zweifeln gleich an Gott, wenn sie ein Unglück trifft — kein Wunder, daß sie leicht verzweifeln.

. . . halten soviel von der öffentlichen Meinung, weil sie selbst keine haben. J. A.

---

ist eh' schon alt gewesen. . . . Wo hast ihn denn eingegraben?"

„Draußen beim Zipf unter der Fichte."

„Hast wohl viel' Steine drauf getan? . . . Wenn die Hunde drüberkommen, gibt's Malär."

„Da fehlt nichts."

Hinter der Linde erhob sich eine dunkle Gestalt; sie zischte wie eine Schlange. Bei Tage hätte man bemerkt, wie ihre Züge unheimlich aufleuchteten. Es war die Beißzange. Sie horchte gespannt.

Da begann der Sepp wieder.

„Du, Nachbar, hast den Pinzger gesehen draußen beim Gaßlwirt?"

„Ja freilich . . . das ist ein nobler! Bin ihm gestern eine halbe Stunde nachgegangen . . . den hätt' ich woll gern, aber allein derpack' ich ihn nit."

„Tun wir miteinander, die Hälfte du, die Hälfte ich. Wie viel mag er haben?"

„O, bei tausend woll."

„Also, ich hilf dir, gilt's?"

„Gilt!"

Wieder ließ sich hinter der Linde ein Zischen vernehmen, sodann verschwand die Gestalt im Dunkel. — Die Beißzange fand richtig draußen unter der Fichte ein neues Grab, darauf viele Steine.

„Ah, jetzt hab' ich dich", sagte sie, „du scheinheiliger Lump", dann eilte sie noch in der Nacht hinaus zum Gaßlwirt und fragte: „Ist ein Pinzger da?"

„Ja freilich, der Älmerer", lautete die Antwort.

„Hat er Geld?"

„Natürlich, eine dicke Brieftasche voll; er will ja Kühe kaufen."

„Dann soll er sich hübsch in acht nehmen", warnte die Beißzange, „es gibt Lumpen, die mit seiner Brieftasche Bekanntschaft machen wollen, und fort war sie wieder.

Am nächsten Morgen gab es in Haberfeld einen Specktakel und Tumult, als ob die Franzosen kämen. Die Beißzange hatte über-

all ausgestreut: „Der Vorsteher hat einen Krowatt erschossen und ihm das Geld genommen; draußen unter der Fichte hat er ihn begraben. Heute will er mit dem Stangl den Älmerer umbringen; er soll tausend Gulden in der Brieftasche haben."

Drunten beim Zump und beim Stangl sammelten sich viele Leute, auch die Gendarmerie war anwesend.

Der Postenführer fragte den Vorsteher: „Ist's wahr, habt Ihr einen Krowatt erschossen?"

„Ja", antwortete der Zump, „meinen Krowatt, das Laferle; ist schon ein altes Rößl gewesen und letzte Woche hat's gar die Täbe bekommen ... wär' ehe hin geworden."

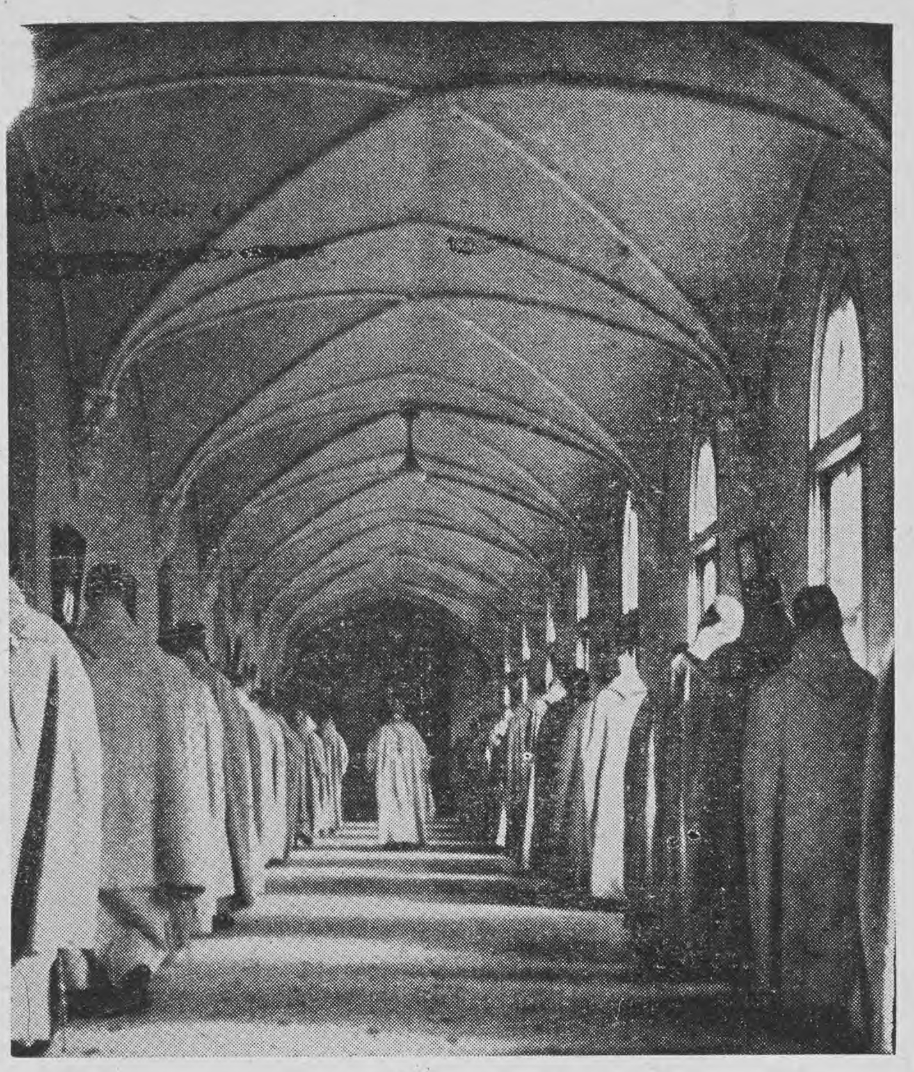
Alles lachte. Die Beißzange wurde grün und weiß vor Ärger. Wie eine Katze schoß sie hervor und kreischte: „Was ist's nacher mit dem Älmerer, dem Pinzger, den du heut' mit dem Stangl umbringen willst? ... Hahaha, ich hab's schon gehört, wie du gesagt hast, daß er tausend Gulden im Sacke trage. Hahaha, jetzt red', du Jud', du Lump."

Der Zump lachte hell auf.

„Vom Älmerer weiß ich nichts", sagte er, „aber der Pinzger ist halt so ein Mastochs aus dem Pinzgau; draußen beim Gaßlwirt steht er. Den möchten wir halt gern miteinander kaufen.

Ob er tausend Gulden im Sacke trägt, weiß ich nicht; ich hab' halt gemeint, so tausend Pfund wird er schon wägen. ... Wenn d' ein andermal noch losen gehst, mußt dir halt die Ohren besser auswaschen."

Alles lachte und lärmte. An der Beißzange hätten sich die Leute bald vergriffen. Jedoch die Gendarmerie nahm sich derselben an; sie gab ihr sogar freies Geleite bis zu einem großen Hause mit stark vergitterten Fenstern, wo die getäuschte Beißzange wieder einige Wochen Zeit zum Nachdenken erhielt.



Heilige Klosterstille

Von den späteren Erlebnissen der Beißzange weiß man nur soviel, daß sie einmal ein unfreiwilliges Bad in einem Brunnentrog genommen. Wenn sie nicht die große Reise angetreten, so beißt und klatscht sie eben noch.

Eine Legende

Da stieg einstmals ein ganz Unbekannter zum Throne Gottes empor. Alle schauten erstaunt nach ihm und fragten sich, wer der wohl sei. Endlich war der Fremde bis zum lieben Herrgott selber herangekommen und wurde von ihm mit besonderer Güte empfangen. Die Engel und Heiligen waren alle über die Maßen erstaunt ob dieses Fremdlings und fragten, wer dieser Unbekannte sei. — Da gab Gott die Antwort: „Er ist einer, der über seine Mitmenschen nie etwas Liebloses gesagt hat."

Christus in jedem Heim

Von Karl Limburg

An Fronleichnam bereiteten wir Ihm ein großes Bekenntnis. Menschen und Natur überboten sich, den Herrn im Brote zu feiern und zu preisen. Dank und neue Bitten, Jubel und Lob strahlten über dem Tage und erfüllten die gläubigen Herzen. Geschmückte Häuser und Straßen legten Zeugnis ab von dem geheimnisvollen Liebesstrom, der immer wieder und unaufhörlich zwischen Gott und Menschheit fließt. Was das Haus barg an frommen Bildern und Statuen, wurde in die Fenster gestellt, Blumen dazu und Kerzen gaben dem andächtigen Ernst Schönheit und Farbe.

Und mitten hindurch schritt der Heiland. Er verließ den sakralen Raum der Kirchen, Dome und Kapellen, um wieder bei uns, draußen in unserem grauen Alltag, „daheim" zu sein. Wir sollten wieder spüren, daß das Leben da draußen eben nichts Gegensätzliches ist zum heiligen Dienst zwischen den Mauern unserer Gotteshäuser. Nein, sein Triumpfzug führte mitten durch Dorf, Stadt, Flur, vorbei an Werkstatt und Fabrik. Sein Segen umfaßte jegliche Stelle menschlichen Wirkens, deinen Arbeitsplatz und auch die Stätten deiner frohen Stunden, besonders aber dein Heim. Er klopfte an, und wir haben ihm Herz und Tür geöffnet, guten Willens, damit er doch bleibe und seinen Segen ausgieße.

So lehrt uns das hl. Brauchtum des „Gottleichnams" – oder „Prangtages", daß Religion eben nicht „nur in die Kirche" gehört, sondern daß unser ganzes Leben und Werken, alle Arbeit und auch Freude nur mit und durch Christus wahrhaft nützlich und sinnvoll sein kann. Das Leben ein einziger Gottesdienst, der Raum ein riesiger Dom, das kleinste Gotteshaus, dein eigenes Heim. Und Er mitten unter uns; Er geht Fronleichnam nicht bloß vorüber; nein, er kehrt alljährlich bewußter und stärker bei uns ein. Dein Heim ein Gotteshaus! – Ja, äußerlich merkt man es schon! Du brauchst nur um dich zu schauen. Auch im völlig modernisierten Haus dürften die Zeichen Christi nicht fehlen. Oder möchtest du behaupten, die christliche Kunst habe nicht Schritt gehalten.



Sie bauten ehemals kein Haus, das nicht von der Kirche gesegnet worden wäre. In jedem Raum fanden wir Kruzifix und Weihwasserkesselchen. In keinem Haus fehlte das Bild der Heiligen Familie. Der alte Haussegen vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht. Dem Herrgottswinkel in der großen Stube galt besondere Pflege und gar oft brannte dort ein stilles Licht, das kleinste Gotteshaus in ein Bethaus verwandelnd. Und wenn die Kirche im Laufe des Jahres mit ihren Segnungen und Weihen den Gläubigen entgegenkam, dann standen sie aufnahmebereit und brachten Palmstrauß und Krautwisch, Weihwasser und geweihtes Salz mit heim. An Dreikönig leuchteten uns für das kommende Jahr die Insignien 19 C+M+B 53 von Haustür und Wirtschaftsgebäude entgegen. Darunter hefteten sie an Lichtmeß die kleinen Wachskreuzlein.

Ganz bewußte Frömmigkeit hat diese Formen gestaltet, auch wir sollten Christus ein würdiges Heim bereiten.

* * *

Wer die Kürze und den Zweck des Lebens öfter überdenkt, kann nicht leichtsinnig leben.

Gräber der Apostel

Von H. Fischer S.V.D.

Ahnengräber sind den Erben teuer. Darum hütet auch die katholische Kirche die Gräber ihrer großen Ahnen und Helden, der Heiligen aller Jahrhunderte. Am teuersten aber sind ihr nächst dem Grabe Christi die Gräber seiner Apostel.

Es ist gewiß keine gleichgültige, sondern eine hochbedeutsame Tatsache, daß sich alle Apostelgräber im Besitz der katholischen Kirche befinden. Auch das ist ein wertvolles Zeugnis der Geschichte, das besagt, welche christliche Kirche auf die apostolischen Zeiten zurückreicht und die Verbindung mit den Aposteln Christi, diesen Säulen und Grundfesten der Wahrheit, am treuesten gepflegt hat. Es seien hier kurz die wichtigsten Mitteilungen über die heiligen Apostel gemacht, und wo ihre heiligen Gebeine ruhen.

Der heilige Petrus ist der Fürst aller Apostel. Dieser unbekannte Fischer von Kapharnaum wurde von Christus zur höchsten Würde seiner Kirche berufen und zu seinem ersten sichtbaren Stellvertreter auf Erden bestimmt. Petrus verließ etwa zehn Jahre nach Jesu Tod Palästina und machte eine Missionsreise nach Rom. Hier gründete er eine Christengemeinde und war der erste Bischof von Rom, der erste Papst der katholischen Kirche. Unter Kaiser Nero erlitt er den Martertod: er wurde im Zirkus gekreuzigt, und zwar auf seine demütige Bitte hin mit dem Kopf nach unten. – Über seinem Grabe wölbt sich das herrlichste Grabmal der Welt, die Sankt-Petrus-Basilika in Rom. Sein Haupt aber ruht in der ältesten Kirche Roms, in der Erlöser-Basilika beim Lateranpalast.

Der heilige Paulus ist der größte Heidenmissionar aller Zeiten. Darum heißt er auch „Doctor gentium", der Völkerlehrer. Er war der Sohn eines Pharisäers aus Tarsus, reich begabt und hervorragend gebildet. Wie er vorher glühend für das Gesetz Moses' geeifert hatte, so kraftvoll arbeitete er nach seiner Bekehrung an der Ausbreitung des Evangeliums Christi. Er wurde vom Herrn selbst in dreijähriger Einsamkeit in der arabischen Wüste unterrichtet und begann dann seine fünf großartigen Missionsreisen, auf denen er in vierzig Städten christliche Gemeinden gründete. Unermeßlich viel hat er gearbeitet und gelitten: fünfmal wurde er gegeißelt, dreimal mit Ruten geschlagen, einmal gesteinigt, dreimal litt er Schiffbruch, und schließlich wurde er nach zweijähriger Haft in Rom enthauptet im Alter von fünfundsechzig Jahren. – Über seinem Grabe wurde die wundervolle Basilika Sankt Paul vor den Mauern Roms erbaut, ein Heiligtum, das Sankt Peter an Pracht wenig nachsteht. Sein Haupt aber befindet sich, ebenso wie das des Apostels Petrus in der Erlöser-Basilika am Lateran.

Der Apostel Andreas, der Bruder des Apostels Petrus, predigte nach dem Tode Jesu in Skythien, an der Südgrenze des heutigen Rußlands, später in Griechenland und wurde hier in der Stadt Patra an ein schiefes Kreuz geschlagen, das nach ihm Andreaskreuz genannt wird. Drei Tage dauerte sein Martyrium am Kreuze, wobei er eine rührend große Leidensliebe zeigte. – Seine heiligen Gebeine kamen 357 nach Konstantinopel und 1208 nach Amalfi in Italien, wo sie heute noch in Ehren stehen. Sein Haupt aber wurde nach Sankt Peter in Rom übertragen.

Der Apostel Jakobus der Ältere, der ältere Bruder des Apostels Johannes, gehört zu den am Ölberg und auf Tabor be-

* * *

Religion ist nicht nötig

Der Pfarrer von Vorion gab einst einer Mutter den Rat, sie solle doch ihren Sohn regelmäßig zum Religionsunterricht schicken, sonst könne er ihn nicht zur ersten hl. Kommunion zulassen. Die Mutter erwiderte:

„Mein Sohn braucht keinen Religionsunterricht und keine erste hl. Kommunion. Die Elchen im Walde haben auch keine Religion und gedeihen vortrefflich."

Zwanzig Jahre später verurteilte das Schwurgericht den Sohn zum Tode; er hatte seine eigene Mutter erwürgt, als sie ihm kein Geld mehr zum Trinken geben wollte.

vorzugten drei Jüngern. Nachdem er zuerst in Judäa und Samaria gepredigt, ging er auf Missionsreisen und soll bis nach Spanien gekommen sein. – Seine heiligen Gebeine ruhen in Santiago de Compostela in Spanien, das nach Rom und Jerusalem der berühmteste Wallfahrtsort der Welt geworden ist.

Der Apostel Johannes ist der Lieblingsjünger Jesu. Ihm vertraute er sterbend seine Mutter an. Das Evangelium predigte er zuerst in Jerusalem und Umgegend. Unter der Christenverfolgung des Kaisers Domitian wurde er in Rom in siedendes Öl geworfen, aber wunderbar gerettet, dann nach Patmos verbannt. Er war zuletzt Bischof von Ephesus und starb hier im hohen Alter eines natürlichen Todes, während wahrscheinlich alle andern Apostel den Martertod erlitten. – Sein Grab war in Ephesus. Kaiser Konstantin der Große ließ zu Ehren dieses Apostels eine Kirche in Konstantinopel erbauen. Wahrscheinlich, um die heiligen Gebeine dorthin zu übertragen, wurde das Grab geöffnet; man fand aber nur noch Staub darin. Im Anschluß daran bildete sich die Legende, dieser Jünger sei leiblich in den Himmel aufgenommen. Die Stelle des Grabes war später in Vergessenheit geraten. Vor einigen Jahren kam die Kunde, das Grab des Apostels Johannes sei in Ephesus wieder entdeckt worden; doch scheint sich die Annahme nicht bestätigt zu haben.

Der Apostel Thomas wird der Zwilling genannt. Er ist am weitesten in die Heidenländer vorgedrungen, kam nach Indien und vielleicht sogar nach China. In Indien erlitt er den Matertod durch einen Lanzenstich. Seine heiligen Gebeine kamen von Indien nach Edessa in Mesopotamien; von dort 1258 nach der griechischen Insel Chios und zuletzt nach Ortona in Italien, wo sie in der Kathedrale ruhen.

Der Apostel Jakobus der Jüngere war ein Vetter des Heilandes mütterlicherseits. Nach jüdischem Sprachgebrauch wird er im Evangelium „Bruder" des Herrn genannt. Im Jahre 63 erlitt er in Jerusalem den Martertod, indem er vom Tempeldach herabgestürzt und dann erschlagen wurde. – Seine Gebeine ruhen in der Zwölf-Apostel-Kirche in Rom; das Haupt aber im Dom zu Ancona.

Der Apostel Philippus wurde am gleichen Tag mit Petrus, Andreas und Johannes vom Herrn berufen. Als Missionar durchzog er Kleinasien und wurde in der Stadt Hierapolis ans Kreuz geschlagen. – Auch seine Gebeine befinden sich in der Zwölf-Apostel-Kirche in Rom.

Der Apostel Bartholomäus ist der Jünger, der im Evangelium als Nathanael eingeführt wird und aus Kana stammte. Auf seinen Missionsreisen durchzog er Arabien und gelangte bis nach Indien. Er starb eines grausigen Martertodes in der Stadt Albanopolis, wo ihm der Tyrann Astyages bei lebendigem Leibe die Haut abziehen und ihn dann enthaupten ließ. – Seine heiligen Gebeine kamen 580 nach der

Wo und Wann bist du Christ?

Bist du nur da Christ, wo du unter lauter Mitchristen bist, wie etwa in der Kirche? Oder zeigst du dein Christentum auch unter Andersdenkenden?

Bist du es auch dann, wenn es gilt, die Haupttugend des Christen, die Nächstenliebe, nicht nur theoretisch durch Worte, sondern auch durch Werke zu beweisen?

Lehrst du deine Kinder durch dein eigenes christliches Beispiel, was es heißt, Christ zu sein?

Hälst du darauf, eine christliche Ehe, mit all ihren Konsequenzen zu führen, auch da, wo sie dir unbequem sind?

Schweigst du, wenn in deiner Gegenwart dein heiliger Glaube angegriffen oder verspottet wird, oder tust du mutig den Mund auf und verteidigst ihn nach besten Kräften?

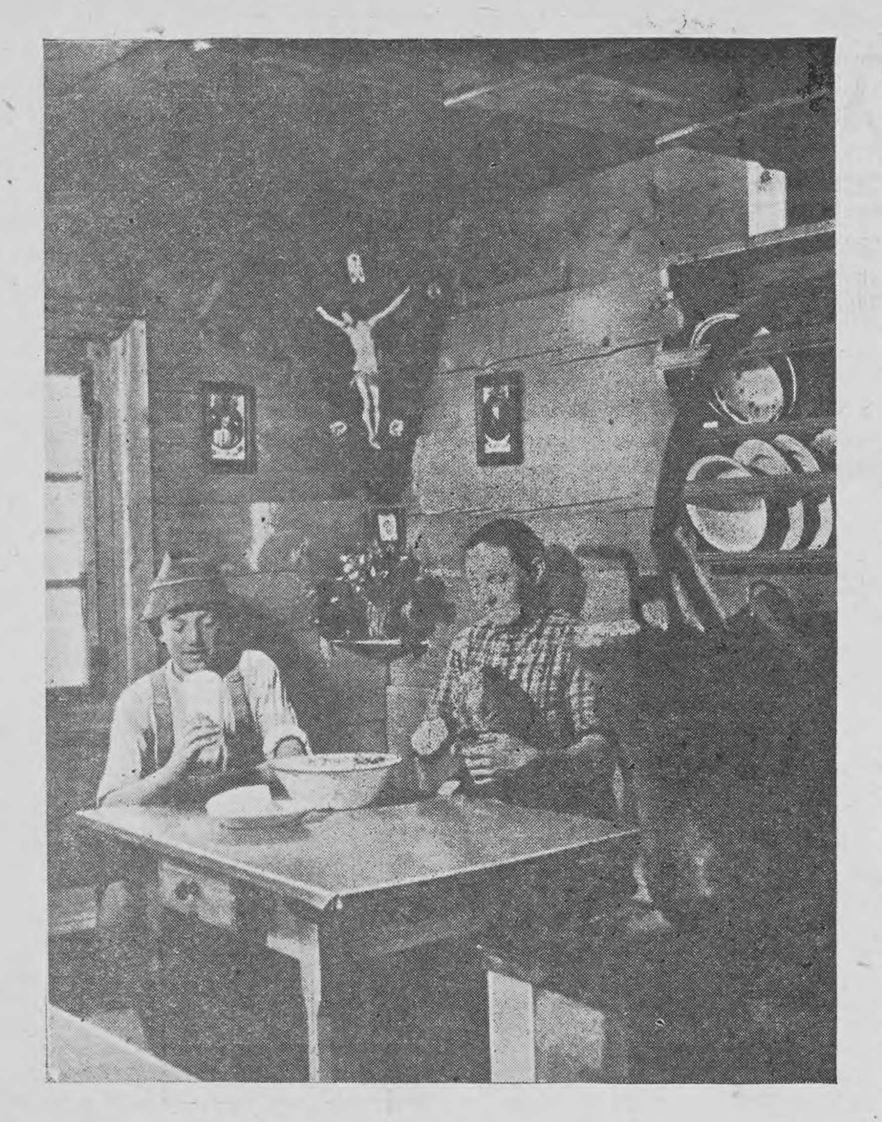
Bist du es auch im Kreise deiner Freunde und Bekannten, wenn es gilt, sich etwa gegen unsittliche Lektüre oder unsittliche Mode Auswüchse zu wehren?

Wie benimmst du dich unter Arbeitskameraden oder wenn du in der Freizeit einmal im Wirtshaus bist? Stimmst du den ausfallenden Reden Ungläubiger bei oder schweigst du dazu?

Bist du es nur, wenn du daheim in deinem verschwiegenen Kämmerlein bist, oder ist dein Christentum abgehärtet und scheut nicht die frische Luft?

Spielt in deinem Leben das Wort „Menschenfurcht" eine Rolle? existiert dieser Begriff nicht für dich? Wenn das der Fall sein sollte, dann bist du in Wahrheit ein Christ!

* * *



heiligen Gebeine ruhen in Sankt Peter in Rom. Kleinere Reliquien finden sich auch in Köln und Hersfeld.

Der Apostel Judas Thaddäus ist der jüngere Bruder des Apostels Jakobus des Jüngeren, also wie dieser ein Vetter des Heilandes. Zuerst predigte er in Palästina jenseits des Jordans; dann in Arabien und später mit dem Apostel Simon in Mesopotamien und Persien.. – In Beirut wurde er mit Pfeilen erschossen. Er wird vom katholischen Volke als Nothelfer in schwierigsten Anliegen viel angerufen. – Auch seine Gebeine ruhen in Sankt Peter in Rom.

Der Apostel Matthias ist nicht vom Heiland selbst berufen, sondern nach dem Abfall des Judas Ischariot vom Apostelkollegium durch Wahl zu seinem Amt gekommen. Er predigte in Judäa, Äthiopien und Mesopotamien und erlitt in Jerusalem den Martertod. Seine Gebeine sollen durch die heilige Kaiserin Helena vom Morgenlande nach Rom und dann nach Trier überführt worden sein, wo sie in der jetzigen Benediktinerabtei Sankt Matthias ruhen. Dies ist das einzige Apostelgrab diesseits der Alpen. Daß es sich auf deutschem Boden befindet, ist gewiß eine besondere Freude, aber auch eine stete Mahnung, am Glauben der Apostel mit aller Treue festzuhalten.

Stadt Lipari auf der gleichnamigen Insel, wurden von hier 838 nach Benevent und später zur Tiberinsel in Rom überführt, wo sie in der Kirche eines Klosters seines Namens ruhen.

Der Apostel Matthäus wurde vom Zollhause weg zur Nachfolge Christi berufen. Er schrieb das erste der vier Evangelien. Nach der Überlieferung verkündigte er das Evangelium in Äthiopien und vielleicht auch in Nordpersien am Kaspischen Meer. Ob er den Martertod erlitt, indem er in Kreuzesform auf dem Boden festgenagelt und in dieser Lage verbrannt wurde, ist nicht sicher. Eine ziemlich zuverlässige Quelle behauptet, er sei eines natürlichen Todes gestorben. – Seine heiligen Gebeine wurden aus Äthiopien zuerst nach Paeste und im 10. Jahrhundert nach Salerno gebracht, wo sie viel verehrt werden.

Der Apostel Simon wird im Evangelium der „Eiferer" genannt. In der Verkündigung des Evangeliums fiel ihm Mesopotamien und Persien zu; es scheint, daß er auch in Ägypten gewirkt hat. Sein Martertod war sehr grausam. Er wurde nämlich mit einer Säge zerschnitten. – Seine

* * *

Streiten um recht zu behalten: kleinliche Eitelkeit. Kämpfen für das als recht Erkannte: sittliche Pflicht.

* * *

Trägheit reist so langsam, daß sie von der Armut bald eingeholt wird.



In Liebe und Leid

Eine Erzählung von Reimmichl

(Fortsetzung)

Es trat ein großes geschichtliches Ereignis ein, das wenig Menschen vorausgesehen und niemand so plötzlich erwartet hatte. Der erste Weltkrieg brach aus. Albert, der noch militärpflichtig war, erhielt am 28. Juli die Einberufung mit der Weisung, am 31. Juli einzurücken. Der Befehl zur allgemeinen Mobilisierung erging am 1. August. Ganz unvorbereitet und ratlos stand Albert da. Ein Zaudern gab es nicht. Das erste, was er tun mußte, war, von der Gattin Abschied nehmen. Sofort eilte er nach Hellenstein und fragte bei der Weißnäherin Gritsch nach seiner Frau. Die Gritsch teilte ihm mit, daß Berta nach Innsbruck gefahren sei, aber heute abends oder morgen sicher zurückkehren werde. Mit einem freundlichen Gruß an die Gemahlin und der herzlichen Bitte, sie möge so bald wie möglich zu ihm kommen, trat er wieder den Heimweg an. Aber die Frau erschien weder an diesem Abend noch im Laufe des ganzen folgenden Tages. Am dritten Morgen fuhr der bestimmte Eisenbahnzug für die Einrücker in Weißenbrunn ab. Der Bahnhof war überfüllt von Menschen. Neben dem tränenreichen Jammer der Frauen herrschte eine mehr als gehobene Stimmung. Galt es doch, Kraft und Leben einzusetzen für eine große Idee, für G o t t, K a i s e r und V a t e r l a n d. Von einem Sängerchor wurden vaterländische Lieder angestimmt. Niemand zweifelte am raschen, glänzenden Sieg. Die Einrücker versicherten bestimmt: „Um Allerheiligen sind wir wieder da.“ Von allen Seiten wurden ihnen Geschenke eingehändigt: Zigarren, Zigaretten, Lebensmittel, verschiedene Gebrauchsgegenstände. Alle hatten liebe Angehörige, die zugegen waren und herzlich von ihnen Abschied nahmen. Bloß der Tischler Albert stand einsam, verlassen, traurig da. — Drängend mahnten die Bahnbeamten zum Einsteigen. Albert hatte schon seinen Koffer in den Wagen hineingeschoben und den Fuß aufs Trittbrett gesetzt. Da wurde er plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen und zurückgerissen.

„Albert, Albert, mein Lieber“, klang ihm die jammernde Stimme seiner Frau ins Ohr, „du darfst nicht wegfahren, du mußt hierbleiben, ich lasse dich nicht fort.“

Er umarmte sie, zog sie an der Hand ein wenig zur Seite und sagte zärtlich:

„Gottlob, daß du gekommen bist, liebe Berta, und ich von dir Abschied nehmen kann. Hier zu bleiben ist leider nicht Möglichkeit. Ich bin als militärpflichtig einberufen worden und muß dem Befehl unbedingt gehorchen, sonst komm' ich vors Kriegsgericht und dieses ist furchtbar streng.“

„Mein Gott, was tu dann i c h? — Allein, ohne dich? — Ich halt es nicht aus.“

„Du mußt es ergeben tragen wie die anderen Fauen, da bleibt nichts übrig.“

„Wenn sie dich im Krieg erschießen!“

„Das wird nicht sein müssen. Wir hoffen alle, daß wir glücklich und sehr bald zurückkehren. Unser Herr hilft uns, und du wirst für mich beten.“

„Das tu ich gewiß, zu unserer lieben Frau.“

„Vergiß mich nicht und bleibe mir treu.“

„Ich schwör es dir bei Gott. Du kannst auf mich bauen.“

„Und noch etwas. Halte dein Geld fleißig zusammen, du könntest es noch brauchen. Man weiß nicht, was für Zeiten kommen.“

„Ja, das werde ich schon tun“, entgegnete ihm Berta. „Aber an dich denke ich auch. Hast du genügend Geld bei dir, Albert?“

Mit diesen Worten drückte sie ihm ein Geldtäschlein in die Hand.

„Nicht, nicht, Berta!“, wehrte er; „so viel ich an Geld brauche, hab ich schon bei mir.“

Sie gab aber nicht nach, bis er schließlich fünfzig Kronen sich aufdrängen ließ und herzlich dafür dankte.

„Hast du auch Kleider und Wäsche und anderes Nötige mitgenommen?“ fragte sie.

„Ja, das Allernotwendigste, was man beim Militär verwenden kann, hab ich in den Koffer gepackt“, entgegnete er. „Auch dein Bild, die Photographie von dir, hab ich mitgenommen. Es ist mir das Wertvollste von allem, was ich besitze. Meine Photographie hab ich dir zurückgelassen.“

„O das freut mich, ich danke dir. Ich werde oft, oft dein Bild anschauen und dabei in Liebe an dich denken.“

Der Bahnhofsvorstand ließ einen schrillen Pfiff ertönen, worauf die Einrückenden schnell den Zug bestiegen. Berta und Albert umarmten und küßten einander zärtlich, dann eilte der Mann zur letzten noch offenstehenden Wagontür und stieg ein. Nach wenigen Minuten setzte der Zug sich in Bewegung. Einzelne Jauchzer wurden laut, hundert und hundert Stimmen riefen einander „Leb wohl!“ zu, Hunderte von Tüchern und Hüten flatterten Abschied nehmend zu den Waggonfenstern heraus und in den Händen der zurückgebliebenen Menge. Berta hatte von ihrem Mann nichts mehr gesehen und vernehmen können, der Zug entschwand langsam. Sie ging traurig nach Hellenstein zu ihrer Freundin und weinte auf dem ganzen Weg.

*

In Innsbruck, wo das Kader war von der Truppe, der Albert angehörte, wurde ein Kompanie zusammengestellt, montiert und ausgerüstet. Dann ging es dem Osten zu, nach Galizien, gegen die Russen. Die Militärzüge fuhren schneckenlangsam, an manchen Stellen nicht schneller, als ein Mann zu Fuß gehen konnte. Es herrschte die närrische Meinung, die wahrscheinlich von den Feinden listig verbreitet wurde, es seien hin und hin an den Bahnstrecken durch Spione Minen und Explosivstoffe gelegt worden. Diese würden bei einem raschen Darüberfahren den ganzen Zug in die Luft sprengen. So kamen die Tiroler erst ins Kriegsgebiet, als die Kämpfe dort schon voll im Gange waren. Die festen Hoffnungen, die man daheim und auch beim Militär hegte, schienen sich nicht so bald zu erfüllen. Wohl hatten die Österreicher an der äußersten Ostgrenze nördlich von Lemberg einige namhafte Erfolge zu verzeichnen, doch mußten sie vor der ungeheuren Menschenwalze der Russen, die eine vier- bis fünffache Übermacht besaßen, im zähesten Widerstand langsam zurückziehen. Das zweite Tiroler Kaiserjäger-Regiment, geführt vom tapferen Oberst Brosch, ging, heldenmütig sich opfernd, zu Grunde und wurde bis auf den letzten Mann aufgerieben. Die Kaiserschützen blieben einige Wochen im Westen hängen, um dort den Rücken des Generals Dankl, der mit seiner Armee bis Lublin ins Polnische vorgedrungen war, zu decken. Als aber im Osten die Hauptstadt Lemberg den Russen in die Hände fiel, erhielten sie die Order, so rasch wie möglich dorthin marschieren. In der folgenden Nacht schon erreichten sie die Kampflinie, wo die Schlacht bei Grodek entbrannt war. Sie stiegen über eine mäßige Bodenwelle und hatten von dort einen Ausblick auf das Schlachtfeld. Zur rechten Seite, weit draußen, brannte mehr als ein Dutzend Dörfer und warfen einen roten, blutigen Schein über die Heide. Ruinen und verstümmelte, zerschossene Bäume hoben sich wie Gespenster aus dem Flammenschein. Von Osten über Norden gegen Westen zog sich ein ungeheurer Kreis, der ununterbrochen flimmerte, blitzte, tausendfach, millionenfach. Es war, als ob der Blitz in einer Zickzacklinie fortwährend über den gewaltigen Kreis hin- und herflackere. Das Aufblitzen der hunderttausendfachen Schüsse sah man, aber das Geknalle und Geprassel verschlangen sich gegenseitig. Man hörte nichts als ein unendliches Sausen und Brausen, just so, wie wenn der Sturmwind durch ein enges Bergtal rast — wuwu, wuuu — bald stärker, bald dumpfer, und über dem Brausen in einemfort die tiefen, runden Schläge der Kanonen — bum, bum, bumm — wie von einer türkischen Trommel. Es war ein schauerliches und doch großartiges Schauspiel. Ununterbrochen wurden Verwundete nach hinten getragen; die einen hingen wie tot auf der

Bahre, sie erschienen klein und zusammengeschrumpft wie ein Häuflein Knochen, die andern regten sich und stöhnten. Zum Glück trafen die Kaiserschützen noch rechtzeitig ein, um den linken österreichischen Flügel, der zu wanken begann, mit aller Kraft zu stützen. Die Kämpfe dauerten während der ganzen Nacht in gleicher Heftigkeit an, endeten aber am späten Morgen, ohne eine Entscheidung gebracht zu haben. Sehr bald kam der Bewegungskrieg zum Stillstand und entwickelte sich zu einem sogenannten Stellungskrieg. Beide Gegner lagen einander in tiefen Schützengräben und befestigten Fronten gegenüber und stritten äußerst zäh um jeden Kilometer Bodengewinn. Im Hintergrund bauten die Österreicher ihre Festungen stärker aus und errichteten sie zu Bollwerken, die schwer zu nehmen waren und dem Feind ein Weiterkommen unmöglich machen sollten. Zu dieser Zeit schrieb Albert seiner Frau den ersten Brief, der folgendermaßen lautete:

„Liebe Berta! Du wirst mir verzeihen, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Wir waren so überanstrengt, hatten ungeheure Märsche zu überwinden und standen tagelang in schweren Kämpfen mit dem Feind, so daß es keine ruhige freie Stunde gab, einen Brief zu schreiben. Das Haupthindernis lag aber in den vollständig ungeregelten und zerrütteten Postverhältnissen, die es ganz unmöglich machten, einen Brief überhaupt weiterzubringen. Während ich diese Zeilen schreibe, habe ich dein liebes photographisches Bild vor mir liegen, das ich innig küsse statt dich selber. Mir geht es im großen und ganzen nicht schlecht. Unserm Herrn sei gedankt! Ich habe an den drei größeren Schlachten teilgenommen und bin mir klargeworden, daß der Krieg, wie dein Vater einmal gesagt hat, ein Scheibenschießen ist. Bei Grodek hat mir eine feindliche Kugel die Mütze vom Kopf gerissen, Unsere Liebe Frau hat mich beschützt, wohl auf dein Gebet. Zur Zeit ist es etwas ruhiger, obwohl die kleinen Scharmützel keinen Tag aussetzen. Recht leid tut mir, besonders, wenn ich dein Bild anschaue, die bedeutungslosen kleinen Entzweiungen, die wir mitsammen hatten, ehedem ich fort habe müssen. Wir wollen einander verzeihen, gelt, liebe Berta, Du m i r und ich D i r. Es ist jetzt alles gut. Sehr besorgt bin ich um dein Wohlergehen. Schreibe mir bald, bald, ich bitte dich herzlich, wo Du wohnst und wie es Dir geht. Mit herzinnigem Gruß verbleibe ich Dein Dich nie vergessender Gatte Albert."

So sehnsüchtig er auf eine Antwort von der Frau harrte, erschien doch drei, vier Wochen, zwei Monate lang, ja überhaupt keine. Auch ein zweites, noch herzlicheres Schreiben, das er an die Frau richtete, blieb vollständig unbeantwortet. Mit einem bekannten Soldaten von Weißenbrunn oder dessen Umgebung traf er nie zusammen. All seine Kameraden empfingen Schreiben von daheim, e r keines. Was hatte das zu bedeuten? Ist Berta krank oder gar . . .? Nein, nein, sie war doch gesund und wohlauf, als er sie verließ. — Unterdessen nahm der Krieg einen neuen Anlauf. Es gelang den Russen, die einen Zuzug von Unmassen neuer Truppen erlangt hatten, weiter vorzustoßen und schließlich die bedeutungsvolle, große österreichische Festung Przemysl zu belagern. Von den Österreichern wurde vorher noch in die Festung eine sehr starke Besatzung heineingeworfen, der auch der Tischler Albert Raindl angehörte. Die Russen mußten, teils durch eine österreichische Armee im Rücken und von der Seite bedroht, teils durch die fortwährenden heftigen Ausfälle und Vorstöße der Besatzung aus der Stadt schwer hergenommen, nach wenigen Wochen die Belagerung aufgeben. Die österreichische Heeresleitung war aber durch den Vormarsch der Russen in Polen gegen die deutsche Grenze gezwungen, die der Festung vorliegende, unter schweren Opfern erkämpfte Magierahöhe und die Linie am San zu verlassen und ihre Truppen bis Krakau zurücknehmen. Das geschah in der ersten Hälfte des November. Und nun wurde die Festung Przemysl von den Russen neuerdings rundum so eng umschlossen, daß kein Mann heraus oder hinein konnte. Viereinhalb Monate lang hielt die verhältnismäßig viel zu schwache Besatzung in zähester Verteidigung unter Wundern an Tapferkeit stand. Aber allmählich wurden die Lebensmittelvorräte für die Besatzung und die namhafte Zivilbevölkerung äußerst knapp. Man hatte wegen gestörter Bahnverbindung zu wenig Vorräte angehäuft und jetzt brachte man nichts mehr hinein. Am 18. März erhielt der Kommandant die Mitteilung, daß die Lebensmittel, mit denen man sehr sparsam umging, höchstens noch drei Tage reichen, dann sei man der Verhungerung ausgeliefert. Da entschloß er sich zu einem letzten Ausfall nach Südosten, der auf eine siebenfache Übermacht der Russen stieß und mißlang. Infolgedessen blieb nichts anders übrig, als die Festung dem Feinde zu übergeben. Dies geschah am 22. März 1915. Die ganze etwa 40,000 Mann zählende Besatzung wurde gefangen.

Für die Gefangenen begann eine langdauernde schwere Zeit. Sie wurden in Rotten verteilt — je 100 bis 1000 Mann — bunt durcheinander ge-

würfelt, anfangs Mannschaften und Offiziere beisammen. Beim Übertritt über die russische Grenze wurden alle auf ihre Habschaften genau untersucht und ihnen sehr vieles abgenommen, besonders Kostbarkeiten, Briefschaften u. dgl. Ehevor der Tischler Albert Raindl zukam, trat der Reservehauptmann Eugen Pöschl zu ihm hin, schaute ihm mit einem tiefen, musternden Blick in die Augen und fragte:

„Sie sind der Albert Raindl, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann", erwiderte der Tischler.

„Nicht zu Befehl! Wir sind beide Gefangene und stehen jetzt vollkommen auf gleicher Stufe."

Der Reservehauptmann war ein Salzburger, von Beruf Kunstmaler und Mitbesitzer eines Kupferwerkes. Wegen seiner Gerechtigkeit und seines Wohlwollens war er bei der Mannschaft allgemein beliebt.

„Raindl, ich hätte an Sie eine große Bitte", sagte er ohne weiteres.

„Herr Hauptmann, es bedarf keiner Bitte", entgegnete der Tischler; „mir ist es eine Freude, Ihnen einen Wunsch zu erfüllen, wenn ich es irgendwie imstande bin."

„Ich habe ein kleines Medaillon, das in Gold eingefaßt ist und das ich sehr gern retten möchte. Mich, den Offizier, wird man wahrscheinlich schärfer untersuchen als Sie, den einfachen Soldaten, und mir das Stück abnehmen. Ihnen wäre es vielleicht möglich, das Medaillon sicherer zu verbergen, so daß man es nicht findet."

Er zog den Mann etwas zur Seite und zeigte ihm den Gegenstand, der nicht dicker als eine Taschenuhr sein mochte, doch etwas größer. Es war ein auf Gold gemaltes und in sehr künstlicher Art von Gold umrahmtes Bild einer jungen Frau.

„Mein Gott, ist das schön und kostbar!", rief der Soldat.

„Der Geldwert ist nicht sehr groß", erklärte der Offizier; „aber für mich hat das Medaillon einen äußerst hohen, unbezahlbaren Schätzwert, weil es das Bild meiner geliebten Frau und ein liebes Andenken an sie ist."

„Herr Hauptmann, können Sie mir diese kostbare Sache anvertrauen?"

„Ja, sehr wohl. Sie sind ein Tiroler, und ihre Augen bieten mir die volle Gewähr, daß ich Ihnen alles anvertauen kann."

Albert nahm aus der Tasche ein nicht ganz kleines Gebetbuch, das im inneren Einband ein mit Heiligenbildern gefülltes Säckchen hatte. Mehrere Bilder legte er vorn zwischen die Blätter des Buches, dann steckte er das Medaillon in das Säckchen und gab drei größere Heiligenbilder dazu, die das umgoldete Stück überragten und verdeckten.

„Unsere Liebe Frau wird das schöne Bild beschirmen", sagte er.

„Ja, ja, hoffen wir es", bemerkte der Hauptmann.

Tatsächlich gelang es dem Soldaten, das prächtige Medaillon, ohne daß es von den Russen beachtet wurde, glücklich durchzubringen. Als er es nachher dem Offizier zurückgeben wollte, wehrte dieser:

„Nein, nein, Sie müssen das Medaillon behalten. Ich werde es mir hie und da von Ihnen auf kurze Zeit ausbitten, damit ich meine Frau anschauen kann. Alsdann nehmen Sie es wieder und bewahren es. Ich weiß es bei Ihnen hundertmal sicherer als bei mir selbst und danke Ihnen vielmals für den freundlichen Dienst."

„Herr Hauptmann, dieser Dienst hat mich gar keine Mühe gekostet", versetzte Albert; „aber es würde mich freuen, wenn ich Ihnen sonst einmal irgendwie dienen könnte, so oder so."

„Ja, ja, ich bin ein unpraktischer Mensch, in Handarbeiten, in allen geschäftlichen und wirtschaftlichen Dingen vollkommen unerfahren und unbeholfen. Zu Hause hat mich immer meine Frau bedient und umsorgt. Ich kann nur froh sein, wenn ich Sie vielleicht da oder dort einmal um Ihren Rat und Ihre Hilfe bitten darf."

„Von bitten ist keine Rede, Herr Hauptmann. Sie können mich wie Ihren Leibburschen ansehen, der Ihnen zu dienen hat."

„Nein, nein, der Leibbursch hat aufgehört, wenn man um seine Stellung gekommen und ein Gefangener ist. Da gibt es nur das Verhältnis von Schicksalsgenossen, von Freund zu Freund."

„Herr Hauptmann, es wäre mir eine Freude und eine Ehre, wenn ich Ihnen Freundschaftsdienste leisten könnte."

Dazu sollte er bald Gelegenheit bekommen. Ihre Rotte, die dreihundertzwanzig Mann umfaßte, wurde mehrere Wochen herumgeschoben, von einem Ort zum andern, doch ohne ein längeres festes Bleiben als zwei, drei Tage. Erst in Krolewez, nördlich von Kiew, gab es einen längeren Aufenthalt. Dort wurden sie in zwei Gruppen zur Arbeit eingesetzt, teils an einer großen Holzniederlage, wo haushohe Wälle von rohen Baumstämmen lagen, die abgesägt, zugeschnitten und für Barackenbauten hergerichtet werden mußten. Albert kam zur Holzarbeit, der Hauptmann zu einem Bauern. Obwohl

der Offizier kräftigen Körperbau und starke Arme hatte, war ihm das Ackern doch so etwas Fremdes, daß er trotz aller Anstrengung und vielen Schwitzens nicht weiterkam, viel ausgelacht wurde und manchmal sogar Schläge sich gefallen lassen mußte. Das Essen war reichlich, aber unschmackhaft, die Wohnung stark verwanzt. Kein Mensch verstand ein Wort deutsch, der Offizier nicht russisch, und die ganze Lebenslage erschien ihm von Tag zu Tag unerträglicher. Darum bat er den Wachkommandanten untertänigst, ihn von der Landwirtschaft zu den Holzarbeitern überzustellen, wenn möglich in die Nähe des Soldaten Albert Raindl. Dieser Bitte entsprach der Wachkommandant, der ein menschlichdenkender, braver, religiöser Mann war, nicht nur willig, sondern gesellte den Offizier unmittelbar zu dem Tischler Raindl und gewährte den beiden noch die Ausnahme, daß sie etwas abgesondert von den andern schlafen konnten. Als Nahrung hatten sie die allgemeine russische Militärmenage, die bekömmlich und nahezu ausreichend war. Albert empfand eine große, aufrichtige Freude, den Hauptmann ganz bei sich zu haben und ihm bei der Arbeit mit Rat und Tat Hilfe leisten zu können. Er lernte ihn die Hand- und Kunstgriffe, führte ihn praktisch in die Arbeit ein, so daß der Offizier sich bald selbständig daran beteiligen konnte. Wenn dieser, namentlich anfangs, stark ermüdet war, sagte der Arbeitskamerad:

„Jetzt, Herr Hauptmann, setzen Sie sich nieder und rasten ein wenig. Ich werde meine Arbeit etwas mehr beschleunigen, und so bringen wir die vorgeschriebene Leistung doch fertig."

Im Laufe kurzer Zeit entwickelte sich zwischen beiden ein richtig freundschaftliches Verhältnis. Sie erzählten einander ihre Familienverhältnisse und Lebensschicksale und sprachen viel von der Heimat. Der Hauptmann besaß als Kunstmaler einen nicht unbedeutenden Ruf, war seit acht Jahren glücklich verheiratet und hatte schon fünf Kinder, von denen das älteste, ein Bub, sechs Jahre zählte, während das jüngste erst auf die Welt kam, als der Vater schon im Kriegsdienst stand. In den ersten drei Monaten des Krieges hatte er von der Frau neun liebe Briefe erhalten, seit Przemysl nichts mehr. Albert empfand es schmerzlich, daß er dem Kameraden mitteilen mußte, er habe seit dem Einrücken keine Karte, keinen Brief, ja überhaupt kein Lebenszeichen von seiner Frau erhalten. Wohl lobte er die Gattin in warmen Ausdrücken; von ihrer Entzweiung mit ihm und ihren Feindseligkeiten schwieg er. Doch merkte der Offizier aus einzelnen vermäntelten Bemerkungen des Kollegen, daß in seiner Ehe lange nicht alles stimme. Er brachte ihm daher, ohne ihn sein Mitleid erkennen zu lassen, noch mehr fühlbare Zuneigung und Freundschaftlichkeit entgegen, was Albert um so angenehmer empfand, als er nun doch wieder jemand hatte, dem er seine Liebe schenken konnte. Eines Tages sprach der Offizier zu dem Kollegen:

„Du, mein Guter, höre einmal! Wir wollen von heute an, alle Sie und alle Titel beiseite lassen und wie Freunde, die wir wirklich sind, miteinander verkehren. Du sagst du zu mir und sprichst mich mit Pöschl oder noch lieber mit Eugen an, und ich nenne dich Albert und sage auch du zu dir."

„Nein, nein, das wäre sehr unschicklich", wehrte der Tischler. „Machen wir es so: Ich bleibe beim Sie und bei der Anrede Herr Hauptmann; aber Sie sagen immer du zu mir und nennen mich mit meinem Taufnamen Albert."

„Das stimmt nicht, das wäre eine unredliche Teilung", widersprach der Offizier; „Ich bin Kriegsgefangener wie du und nicht mehr Hauptmann. Meine Abzeichen und Distinktionen habe ich längst schon weggetan; wenn ich nach dem Kriege glücklich heimkomme, ist auch meine militärische Laufbahn zu Ende und ich bin wieder der Herr Pöschl. Wir stehen heute gleich zu gleich und werden gleich auf gleich mitsammen verkehren. Das ist mein letzter hauptmännischer Befehl, dem du dich zu unterwerfen hast."

Da half nichts. Albert mußte sich dem Willen des Offiziers fügen. Anfangs passierten ihm wohl noch manche Verstöße mit dem Sie und „Herr Hauptmann"; aber allmählich gewöhnte er sich doch an die Anrede, ohne Titel, und sie verkehrten nun wirklich wie alte, langjährige Freunde.

Albert hatte von Jugend an schon die Gewohnheit, in der Früh nach dem Aufstehen und abends vor der Ruhe sich am Bett niederzuknien und still sein nicht langes, aber andächtiges Morgen- und Abendgebet zu verrichten. Dieser Gewohnheit blieb er auch in der Gefangenschaft standhaft treu. Eugen beobachtete teils neugierig, teils bewundernd das Gebaren seines Freundes. Einmal sagte er:

„Albert, du bist ein ganz frommer Mensch. Du tust beten – viel beten."

„Von viel beten ist keine Rede. Es ist eine Kleinigkeit, aber ohne Gebet komme ich nicht fort", entgegnete der Freund.

„Fortkommen? Wohin denn?"

„Du mußt mich recht verstehen. Um ein Fortkommen handelt es sich nicht, sondern um das Festbleiben bei Unsrem Herrn. Von ihm sind wir abhängig an Leib und Seele, im Tun und Lassen, in Handel und Wandel, in Wohl- und Übelgehen, in Liebe und Leid. Gott ist es, der allein helfen kann in jeder Lebenslage."

„Hat er dir einmal schon geholfen?"

„Nicht nur einmal, sondern hundertmal, ja ich kann wohl sagen, daß er mir jeden Tag hilft."

„Das ist mir ganz neu. Du hast mir nie etwas darüber verraten."

„Solche innere Dinge soll man nicht an die große Glocke hängen, aber etwas kann ich schon sagen. Ich weiß mehrere Fälle, daß mich Gott, wohl auf mein Gebet hin, vor schwerem Unglück augenscheinlich errettet hat."

„Aber Gott hilft dir jeden Tag, hast du gesagt."

„Ja. Und das ist so, ich habe meine leiblichen Eltern nicht gekannt und war doch voll Sehnsucht, eine Mutter und einen Vater zu haben. Mit der Zeit bin ich darauf gekommen, daß der himmlische Vater der allerbeste Vater und Maria, Unsere Liebe Frau, die sorgsamste Mutter ist, die man sich wünschen kann."

„Mit dem himmlischen Vater und Unserer Frau kommst du aber nicht zusammen und kannst auch nicht reden mit ihnen."

„Daß ich einmal mit ihnen zusammenkomme, hoffe ich bestimmt, und reden kann ich jeden Tag mit ihnen, wenn ich bete. Ich merke auch, daß sie mich hören und verstehen; denn so oft ich bete, wird mir leicht und froh im Herzen, ich fühle inwendig Trost und Kraft und schöpfe immer wieder neue Hoffnungen. Es drängt mich, für alles Gute herzlich zu danken, das Bittere und Harte ertrag ich leichter und lieber."

„Dann bist du also nie unglücklich."

„Ganz unglücklich fühle ich mich niemals. Das Gebet richtet mich allemal wieder auf, ich könnte es nicht entbehren. Wenn ich es einmal aus Übermüdung oder Vergeßlichkeit auslasse, komme ich mir vor, als hätte ich mich abends mit den Stiefeln an den Füßen ins Bett gelegt oder wäre in der Frühe zur Arbeit gegangen, ohne mein Gesicht zu waschen. Und erst wenn ich das Unterlassene nachgetragen habe, bin ich wieder froh und zufrieden."

„Wenn man so etwas zustande brächte!" seufzte Eugen.

„Du kannst doch auch beten."

„Ich habe es einmal gekonnt; aber bei den vielen Geschäftigkeiten, Erfolgen, Enttäuschungen, Mühen und Reisen habe ich es nicht mehr geübt und alles vergessen bis aufs Vaterunser, das ich vielleicht noch kann."

„Betet deine Frau nicht?"

„Doch, doch, viel, gern, sie lernt es auch den Kindern."

„Und dem Mann?"

„Das hat sie auch versucht, aber der hatte keine Zeit."

„Gegenwärtig hätte er Zeit genug."

„Ja, ja . . . Du könntest es mich lehren . . . . Weißt du was, Albert? . . . Wenn du betest, tu es nicht immer still, sondern laut, damit ich es höre und etwas für mich gewinne."

„Das können wir machen, Eugen."

Und er machte es auch. Seine Gebete waren teils solche, die er von der Schule her noch auswendig kannte, zum größeren Teil aber hatte er sich welche eigens verfaßt, sie in feste Form gebracht und sie so gestaltet, als wären sie nicht von ihm selbst, sondern von anderwo her. Sie bezogen sich auf seine Lebensschicksale, seine besonderen religiösen Gefühle, seine Nöten des Leibes und der Seele, auf Gefahren und Hoffnungen und nicht zum mindesten auf Menschen, die ihm nahestanden. Von jetzt an bete er sie immer laut, langsam, ausdrucksvoll, stets tief gläubig an Gott, den Herrn, und zu Unserer Lieben Frau gerichtet, aber auch mit zarter Rücksicht auf seinen Freund. Dieser hörte nicht nur aufmerksam zu, sondern wurde augenscheinlich von dem, was er vernahm, ergriffen. Namentlich machten die Gebete zu Maria, der heiligsten, der schönsten, edelsten, gütigsten aller Frauen, wie Albert sie nannte, tiefsten Eindruck auf den Freund. Nach und nach wurden ihm einzelne dieser Gebete vollständig zu eigen, und er war nicht mehr damit zufrieden, sie anhörend im Herzen mitzubeten, sondern er stellte sich selber kurze Andachten zusammen, die seinen Bedürfnissen und Empfindungen angepaßt waren. Diese verrichtete er dann gern unbemerkt, still und für sich allein. Dem Freunde gestand er oft, er fühle sich jetzt wie von einer reinen, frischen Luft umgeben, sicherer und ruhiger. Das konnte er gut brauchen, inbesonderheit für die nächste Zukunft.

Fortsetzung folgt

* * *

Gedankenarm — ein traurig Los!
Viel besser doch gedankenlos.

FATIMA STUDENT BURSE

Der Juni ist der Priestermonat. Fast in allen Priesterseminarien des Landes werden diesen Monat Neupriester geweiht. Wer immer kann, sollte es sich nicht entgehen lassen an der Feier der Priesterweihe oder wenigstens an einer Primizmesse teilzunehmen. „Großer Gott wir loben Dich", sollten wir singen, und „Gebenedeit sei die reinste Jungfrau", wenn immer wir an derartigen Priesterfeiern teilnehmen. Denn jeder Priester ist uns und vielen andern eines der herrlichsten Geschenke Gottes. Jesu Wort und Jesu Leben kommt uns durch die Priester – wir sollten zu danken verstehen.

Den frommen Gebern unserer Priester-Studentenburse ist ein Priesterweihtag ein ganz besonders heiliges Fest. Wer weiß, ob da nicht unter den Neugeweihten einer ist, dem ich helfen konnte, Priester zu werden? Klein war das Opfer – manchmal vielleicht schwer, es war aber doch klein – und groß ist die Frucht!

Allen Priestersegen unseren frommen Gebern!

Bisher eingenommen:	$1,809.30
Peter Schechtel, Primate, Sask.	1.00
Mrs. Maria Multarzynski, Beebe, Que.	3.00
Joe Volk, Wilkie, Sask.	5.00
Mrs. M, Weber, Spring Valley, Sask.	3.00
Anton Klein, Holdfast, Sask.	3.00
	$1,824.30

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.